This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EDWARD
LORRAINE
WALGER
ET
D
πάντα ῥεῖ

800
C98
1848

Die

Sprachvergleichung

in ihrem Verhältnifs

zur classischen Philologie

dargestellt

von

Georg Curtius.

Zweite vermehrte Auflage.

BERLIN

Verlag von Wilhelm Besser.

1848.

HERRN PROFESSOR

ADOLPH TRENDELENBURG

IN DANKBARER VEREHRUNG

GEWIDMET.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche dieser kleinen Schrift bei ihrem ersten Erscheinen zu Theil wurde, bestimmt mich sie zu einer zweiten Fahrt auszurüsten. Der Zweck ist derselbe geblieben. Es gilt die hohe Bedeutung der historischen Sprachvergleichung für die classische Philologie nachzuweisen, was ich theils durch eine gedrängte Schilderung der Methode, theils durch eine bündige Zusammenstellung einiger Hauptergebnisse dieser Wissenschaft zu erreichen suchte. Der Raum war für die erste Auflage — ursprünglich eine Gelegenheitsschrift — beschränkt; jetzt duldete er Erweiterungen und Zusätze. Doch habe ich dem Texte, der gewissermafsen in sich geschlossen war, nur selten etwas eingefügt. Dagegen sind die Anmerkungen, am Schlusse zusammengestellt, eine ganz neue Zugabe. Die Schrift hatte bei ihrem ersten Erscheinen vielleicht zu sehr das Ansehn einer Lobrede; in den Anmerkungen versuchte ich jetzt mehr in die Forschung selbst einzuführen und durch Darlegung der sich aufdrängenden Probleme, durch

Hinweisung auf theils beistimmende, theils abweichende, theils fördernde, theils verfehlte Ansichten Anderer, auch wohl durch weitere Ausführung das im Texte Gesagte zu erläutern und zu begründen.

Ermunternd und anregend waren für mich die wohlwollenden und eingehenden Beurtheilungen, die meinen Schriften von verschiedenen Seiten zu Theil wurden. Die Anmerkungen werden zeigen, dafs ich erhebliche Ausstellungen und Einwendungen nicht unerwogen gelassen habe.

Auch an einem Gegner hat es wenigstens meiner gröfseren Schrift (Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik Bd. I.) nicht gefehlt. H. Theodor Benfey richtet in den Göttinger Gel. Anzeigen 1847 Stück 50 ff. seine Geschosse gegen mich. Den unerwiesenen Behauptungen in jener Anzeige wird der Ton derselben, der zu sehr der κακὴ ἔρις angehört, nicht gerade Eingang verschaffen. Einzelheiten zu besprechen ist hier nicht der Ort, doch wird man wenigstens einen Punkt in Anm. 9 S. 62 f. erörtert finden.

Uebrigens habe ich mir diesen Angriff insofern zu Nutze gemacht, als mir dadurch der Gegensatz klarer geworden ist, in welchem Hrn. Benfey's Sprachforschung zu derjenigen steht, die ich für die richtige halte. H. B. hat sich in seinem „Griechischen Wurzellexikon" die Auf-

gabe gestellt, die ganze Masse griechischer Wörter ihrer Herkunft nach zu erläutern, ein an und für sich so weitschichtiges Unternehmen, dafs es vielleicht Manchem, wie mir, noch nicht gehörig vorbereitet zu sein scheinen möchte. Jedenfalls konnte aber ein so schwieriges Werk nur dann gelingen, wenn die ausgedehnte Forschung auf festen und erwiesenen Grundsätzen für die Behandlung des Ueberganges der Laute wie der Bedeutungen beruhte. H. B. läfst uns darüber nicht blofs ganz im Unklaren, sondern man spürt auch nicht — wie immer in Pott's Untersuchungen — die sichere Hand eines erfahrnen und vorsichtigen Steuermannes, der selbst ohne genaue Seekarte die Klippen und Untiefen der gefährlichen Gewässer zu vermeiden versteht. Von der gänzlichen Unsicherheit des Verfahrens zeugen schon die stets wiederholten Nachträge, in denen das früher Behauptete selten mit mehr Grund widerrufen wird als es früher aufgestellt wurde. So schwankt die Forschung richtungslos hin und her. Eine Masse von Combinationen zeugt zwar von der Gewandtheit und Gelehrsamkeit des Verfassers, führt uns aber sehr selten zur Ueberzeugung der Wahrheit, weil die innere Begründung mangelt. Bei solcher Methode fehlt es denn freilich an „neuen" Vergleichungen nicht, aber auch nicht an falschen. Die lohnendere Einsicht in die das Einzelne beherrschen-

den Gesetze der Sprache wird uns nirgends gewährt; vielmehr werden wir immer wieder aufgefordert an Verstümmelungen, Entstellungen, Seltsamkeiten und Anomalien zu glauben. Dafs in einem Lande, welches Grimm's deutsche Grammatik und W. v. Humboldt's Sprachphilosophie hervorgebracht hat, dies wilde Experimentiren eine der innern Ordnung der Sprache nachspürende Behandlung verdrängen werde, ist unmöglich. Die classische Philologie insbesondre wird hoffentlich immer aus dem Studium der Griechen und Römer genug Sinn für scharfe Form und strikte Beweisführung schöpfen, um den angedeuteten Versuchen einer wüsten und regellosen Sprachforschung zu widerstehen. Auch hat sie in der That längst über Hrn. Benfey's Werk ihr Urtheil abgegeben und begründet. (S. Ahrens in der Zeitschr. f. Alterthsw. 1844 No. 7 u. 8.)

Berlin im Januar 1848.

Der Verfasser.

Einer neuen Wissenschaft wird es in der Regel schwer feste Grenzen und eine gesicherte Stellung zu den ihr verwandten und zunächst stehenden zu gewinnen. Es liegt in der Natur der Sache, dafs, wenn anders sie frisches Leben in sich trägt, sie zunächst um jene unbekümmert mit ganzer Kraft auf den ihr gegebenen Inhalt sich wirft und ihn zu erfassen und zu bearbeiten trachtet. Mit der Zeit aber wird es nöthig, auch die Frage über die Stellung, die sie einzunehmen hat, aufzuwerfen, ihr in dem Ganzen der Wissenschaften ihren Platz zu bestimmen. Ja davon, ob sie diese ihre Stellung begreift, wird es sogar abhängen, in wie fern sie für die Zukunft sich behaupten und die nothwendige Anerkennung und Verbreitung finden wird.

In diesem Falle ist die Wissenschaft der Sprachvergleichung oder der vergleichenden Grammatik. Hervorgegangen aus dem Herzen deutscher Wissenschaft, in engem Zusammenhange mit philosophischen und historischen Forschungen, genährt durch den unermüdlichen Eifer scharfsinniger Gelehrten hat sie sich eines fast unermefslichen Gebietes bemächtigt und schon Ergebnisse zu Tage gefördert, wodurch es uns möglich wird, die Thätigkeit des menschlichen Geistes bei der Erzeugung der Sprachen und den factischen Zusammenhang der Völker in der Periode ihrer Sprachbildung in einer Weise zu begreifen, die früher nicht geahndet wurde. Gefeierte

Namen stehen an der Spitze dieser Wissenschaft, vor Allem der eines Mannes, den jeder Deutsche mit Stolz zu nennen gewohnt ist, auf dessen grofsartige Thätigkeit auf andern Gebieten menschlichen Strebens und Handelns wir so gern zurückblicken. Wilhelm von Humboldt hat durch seine sprachvergleichenden Abhandlungen und vorzüglich durch das Werk, worin er die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem ungeheuern ihm vertrauten Felde der Sprachen aller Welttheile zusammengefafst hat, den thatsächlichen Beweis gegeben, dafs die Sprache an und für sich ein herrliches und würdiges Object menschlichen Forschens ist. Schon vorher war auf historischem Wege die Entdeckung gemacht, dafs vom Ganges bis an den atlantischen Ocean sich eine zusammenhängende Reihe von Sprachen hinziehe und deren ältestes, am treusten erhaltenes Glied, das Sanskrit, zeigte die überraschendste Verwandtschaft mit den bisher auf ihre Autochthonie stolzen Sprachen der Griechen und der Deutschen. Franz Bopp ward der Begründer dieses Studiums. Mit dem eindringendsten Scharfsinn und in lichtvoller Darstellung wies er die Gesetze der Lautumwandlung wie die wesentliche Einheit der gewaltigen Reihe von Sprachen in der Beugung des Verbums wie des Nomens und in der Masse der Wortstämme nach. Von unberechenbarer Wichtigkeit war es, dafs bald nach dem Beginne der Thätigkeit Bopp's auch ein einzelnes Sprachgebiet, das uns zunächst liegende germanische, durch Jacob Grimm in seiner ganzen Ausdehnung erforscht und als ein wohlgegliedertes Ganze dargestellt wurde. Es ward dadurch nicht blofs die Möglichkeit gegeben zu der allgemeineren Sprachforschung das Material aus dem Deutschen leicht herbeizuschaffen, sondern es ward auch auf einem enger begränzten Felde, wo Alles sicherer und klarer war, in musterhafter Weise eben das gezeigt, was man auf dem

gröfseren Gebiete nachzuweisen bemüht war. Aehnliches leistete in der Folge in Bezug auf die romanischen Sprachen Ferdinand Diez durch seine treffliche vergleichende Behandlung derselben. Durch diese Arbeiten ist eine neue Periode für die Erforschung der Sprachen begründet. Die theils pädagogisch-praktischen, theils den Zwecken der Kritik und Hermeneutik geleisteten Dienste der Grammatik darf man nicht mehr als das einzige Ziel dieser Wissenschaft betrachten. Die Sprachforschung ist selbständig geworden. So hat sich denn auch eine Schule von Männern gegründet, welche die begonnenen Untersuchungen weiter fortsetzten und in das Einzelne verfolgten. Unter ihnen zeichnet sich A. F. Pott durch umfassende Gelehrsamkeit, geistvolle Auffassung und strenge Handhabung der Lautgesetze aus. Auf der andern Seite aber regten namentlich Humboldt's Forschungen eine mehr auf die Syntax gerichtete, philosophische Betrachtung der Sprache an, die grofse Verbreitung gefunden und vielfach belebend gewirkt hat, obwohl sie zum Verständnifs des Formenschatzes und seiner mannichfaltigen Gestaltung wenig beigetragen hat. Bei alle dem aber hat die Sprachvergleichung eigentlich nur geringen Anklang gefunden. Anfangs wurde sie vielfach verkannt; man verwechselte die durch sie begründete sichere, auf festen Lautgesetzen beruhende Etymologie mit den verrufenen früheren Versuchen der Art, die eher den Namen der Pseudologie verdienten. Namentlich spottete die Philologie im Gefühl ihrer Sicherheit im Besitz von Rom und Hellas der neuen Wissenschaft, die ihr vom barbarischen Ganges aus Aufklärung versprach. Indefs das Vorurtheil ist jetzt gröfstentheils gewichen. Es liegen uns Thatsachen vor, die beurkunden, dafs die tüchtigsten Philologen die Sprachvergleichung in ihrer Bedeutung anerkennen. Aber grofs ist noch die Gleichgültigkeit gegen diese Wissenschaft und

vielfach wird sie noch mehr als Nebensache behandelt, die an das Innere der Philologie nicht rühre. Daher ist denn die besondre grammatische Erforschung der alten Sprachen, die doch die Philologen aller Richtungen stets als eine Hauptaufgabe philologischer Thätigkeit anerkannten, von dem neuen Lichte noch gar wenig durchdrungen. Von der Masse der Alterthumskundigen werden sprachvergleichende Werke, auch wenn sie insbesondre den classischen Sprachen sich zuwenden, noch sehr wenig berücksichtigt. Die grofse Menge der Grammatiken, die jährlich erscheint, wird kaum von der Sprachvergleichung berührt; andre nehmen hie und da etwas halb verstanden auf und mischen die Ergebnisse historischer und philosophischer Forschung bunt durch einander; noch andre schliefsen sich ungestört nach wie vor an die alten Grammatiker an und fahren fort in der gelehrten, aber beschränkten und spitzfindigen Weise jener die alten Sprachen zu behandeln. In der That wer die Untersuchungen Lobeck's, die Arbeiten der Beckerschen Schule und etwa Benary's römische Lautlehre vergleicht, der möchte kaum behaupten können, dafs es sich um eine Wissenschaft handle: so verschieden ist die Methode und so sehr pflegt der eine den andern unberücksichtigt zu lassen. Es ist klar, dafs dies ein grofser Uebelstand ist, dafs dadurch gleich sehr die vergleichende Grammatik der Verbreitung und die besondre Grammatik helleren und tieferen Verständnisses entbehrt. Daher entschlofs sich der Verfasser dieser Blätter, als ihm eine willkommne Gelegenheit zu einer kleinen Schrift sich darbot, diese lieber zu einer allgemeineren Betrachtung über das Verhältnifs der Sprachvergleichung zur Philologie zu verwenden, als zu einer jener gelehrten Monographien, mit denen gewöhnlich die Programme von Schulen und Universitäten erfüllt zu sein pflegen. Er glaubt damit, nicht unauf-

gefordert, manchem weniger mit der Sache vertrauten Philologen einen Dienst zu erweisen. Kenner der Sprachvergleichung werden freilich viel Bekanntes finden, doch darf er getrost behaupten, dafs er auch manches Neue und neu Aufgefafste beigebracht hat. Dem Zwecke dieser Schrift war es nicht angemessen jedes Einzelne durch Citate aus den Werken Bopp's und Pott's nachzuweisen. Ihnen gehört das Meiste, was als bereits feststehendes Resultat angeführt wird. Dem mit der Wissenschaft Vertrauten wird es leicht sein davon das dem Verfasser Eigenthümliche zu sondern. Wo er von der herrschenden Meinung abwich, konnte er sich natürlich hier nicht auf Polemik einlassen. Doch hat er seine Meinung theils in einer Recension von Bopp's vergl. Gram. Abth. 4. (Zeitschrift f. d. Alterthsw. Oct. 1843), theils in seinen „Sprachvergleichenden Beiträgen zur griechischen und lateinischen Grammatik" Band I. (Berlin 1846) ausführlicher begründet.

Die Sprachvergleichung ist eine doppelte. Wir können die eine Art derselben die philosophische, die andre die historische nennen. Die erstere ist Dienerin der allgemeinen Sprachwissenschaft oder philosophischen Grammatik. Diese stellt sich die Aufgabe, die Grundverhältnisse des Gedankens, wie sie in der Sprache überhaupt zur Erscheinung kommen, zu erforschen. Die Vergleichung dient ihr dazu, nachzuweisen, auf welchem besondern Wege jene allgemeinen Verhältnisse in der einzelnen Sprache zum Ausdruck gelangen. Man kann die Berechtigung dieser Wissenschaft durchaus nicht bestreiten, richtig durchgeführt wird sie uns wichtige Aufschlüsse über die wesentlichen Bedingungen des Sprachlebens gewähren. Allein da sie zur vergleichenden Be-

trachtung der einzelnen Sprachen erst dann schreitet, wenn ihre Kategorien fertig sind, so kommt auf die Richtigkeit dieser Alles an. Gewöhnlich aber werden diese Grundverhältnisse bald unwillkürlich, bald absichtlich aus einer neuen, in der Regel aus unsrer Muttersprache abstrahirt, und dann ihnen die Erscheinungen auch der ältesten Sprachen andrer Völker angepafst, wobei es denn doch sehr fraglich ist, ob, wenn man auch im allgemeinsten Sinne die Gleichheit der Grundbedingungen zugibt, nicht die ältere Periode der Sprachbildung sich so wesentlich von der neueren unterscheidet, dafs wir jener Gewalt anthun müfsten, um sie dieser unterzuordnen. Die philosophische Sprachwissenschaft wird daher nur auf der Grundlage der sorgfältigsten historischen Untersuchungen und zwar in dem möglichst weiten Kreise gedeihen können. Die echte Sprachphilosophie, sagt Pott in seiner vortrefflichen und anziehenden Beurtheilung von Bopp's Vergl. Gr. (Hall. Jahrb. 1838. Nr. 54 ff.) zieht aus dem ewig unversiegbaren Quell der Sprachen selbst ihren Nährstoff. Verbindet sich also in einem Forscher der Sinn für die concrete Erscheinung, der Blick für die Verschiedenheit, der mühsame Fleifs des Sammelns mit jener höheren Auffassung, mit dem Blick für die Allgemeinheit, dann können auf diesem Wege die herrlichsten Früchte zu Tage gefördert werden, wie wir dies im höchsten Mafse an Wilhelm von Humboldt sehen [1]). Dennoch aber wird diese Art der Sprachforschung immer in einem, bei beiderseitiger Tüchtigkeit freilich nur förderlichen Gegensatze zu der historischen stehen. Diese letztere nämlich geht mit möglichster Unbefangenheit an ihr Object, die jedesmal vorliegende Sprache. Die Ermittelung des factischen Bestandes, ja der individuellsten Verzweigung, die urkundliche Bewährung des Einzelnen ist ihr erstes, angelegentliches Geschäft. Sie forscht nun weiter, was zu-

nächst den Lauten nach in mehreren Sprachen übereinstimmt; aus dem klar in die Augen Springenden entwickelt sie die Gesetze des Lautüberganges und gelangt mittelst ihrer durch fortwährende Beobachtung zu immer neuen Vergleichungen. Die Formen der Sprache für Flexion und Derivation kehren viel häufiger wieder als einzelne Stämme, sie pflegen sich reiner zu erhalten und deutlicher erkennbar zu sein, ihre Erforschung wird nicht durch den oft so räthselhaften Wechsel der Bedeutungen erschwert, der häufig der Mühe des Wurzelforschers zu spotten scheint. Daher wird die Vergleichung der Formen die Wissenschaft immer zunächst beschäftigen und ihr die nöthige Grundlage gewähren, um dann auch zu Vergleichungen der schwerer erkennbaren Wurzeln und Stämme fortzuschreiten. Auf diesem Wege gelangt sie zur Bestimmung von Sprachstämmen und Familien, von gröfserer und geringerer Verwandtschaft, sie findet zwischen ursprünglicher Einheit bei späterer Verzweigung und zwischen Ableitung einen wesentlichen Unterschied. Es gelingt ihr in verwandten Sprachen das ursprünglich Gemeinsame von dem Uebertragenen zu sondern. So wenig die Geschichtsforschung des weiteren Blickes zu entbehren braucht, so wenig braucht sich die historische Sprachvergleichung auf die trockene Zusammenstellung des Materials zu beschränken. Vielmehr mufs auch sie in das innerste Leben der Sprachen einzudringen suchen. Aber sie sucht nicht Fertiges und trägt es in fertige Kategorien ein; sondern ihr wesentliches Bestreben ist, dem Werden, dem allmählichen Wachsen der Sprache nachzuspüren. Sie nimmt an, dafs eben darin sich der menschliche Geist auf das Herrlichste auspräge; sie sucht sich in die früheste Periode zu versetzen und von da aus schreitet sie dann, dem Gange der Sprache folgend, zu den späteren und späteren Entwicklungen fort. Auf die-

sem Wege stellen sich viele Bildungen der Sprache ganz anders dar, als die erste Betrachtung annehmen läfst. Scheinbar Einfaches bewährt sich oft als zusammengesetzt; eine scheinbare Fülle führt sich oft auf eine grofse Einfachheit zurück; Unregelmäfsigkeiten erscheinen als der echten Regel gemäfs. Das Verfahren dieser Sprachvergleichung ist also wesentlich genetisch. Die Sprachen eines Stammes von ihrer ursprünglichen Einheit bis zu ihrer gröfsten Verzweigung in ihrer Entwicklung zu verfolgen, ist ihre höchste Aufgabe.

Kehren wir nun zu unsrer Hauptfrage, nämlich der nach dem Verhältnifs der Sprachvergleichung zur Philologie zurück, so ist es klar, dafs ihrer Natur nach die philosophische Sprachvergleichung der Philologie als einer historischen Wissenschaft ferner liegt, die historische dagegen sie sehr nahe angeht. Wenn insbesondere die classische Philologie die Wissenschaft vom griechischen und römischen Alterthum, wenn eine der herrlichsten Aeufserungen des alterthümlichen Geistes die classischen Sprachen sind, so wird ihre Erforschung stets eine Hauptaufgabe der Philologie sein. Der Methode nach aber kann die philologische Erforschung derselben von der historischen keine verschiedene sein. Die Hingebung an die Sprache selbst, die genaue Untersuchung der Quellen, die fleifsige Aufzeichnung der Facta sind Grundbedingungen der einen wie der andern. Es bleibt also nur der äufsere Unterschied des Umfanges übrig, und in sofern müssen natürlich immer Sprachvergleichung und Erforschung der alten Sprachen verschiedene Wissenschaften bleiben, als jene das Gebiet eines ganzen Stammes, diese das zweier einzelner Sprachen bearbeitet. Allein der Philologie geziemt es am wenigsten ihre Gränzen in ängstlicher Sorge eng zu ziehen. In ihrem Namen und Begriffe liegt eine erfreuliche und belebende Weite. Der Knappheit pedan-

tischer Umgränzung spottend, kann sie sich in weiteren Feldern ergehen, wenn nur als lebendiger Mittelpunkt das Alterthum in seinen mannichfaltigen Aeufserungen stehen bleibt. Geschieht dies, so läuft sie nicht Gefahr sich zu verlieren, und auch die Versuche derer, die aus ihr eine blofse Sprachwissenschaft machen wollen, werden daran scheitern. Doch darf sie nichts von der Hand weisen was ihr wesentliche Aufklärung verspricht. Und in der That die Resultate, welche ihr die Sprachvergleichung liefert, sind gewifs bedeutend genug, um diese ihr unentbehrlich zu machen. Versuchen wir einige derselben in kurzen Zügen übersichtlich zusammenzustellen.

Schon die Thatsache im Allgemeinen, dafs die beiden classischen Völker Glieder des grofsen indisch-europäischen Stammes sind, ist von erheblicher Wichtigkeit für die Alterthumsforschung. Die Sprachvergleichung hat erwiesen, dafs unzählige Jahrhunderte vor den Anfängen griechischer und italischer Geschichte die gemeinsamen Ahnen der Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen, Slaven und Kelten ein Volk bildeten, das durch ein sehr entwickeltes Familienleben, Viehzucht, Ackerbau, häusliche Ansiedelung, Schiffahrt, Zeitmessung und durch einen ansehnlichen Schatz geistiger Begriffe als bereits auf einer keineswegs verächtlichen Culturstufe stehend sich kundgibt [2]). Wie schwindet dadurch der täuschende Schein, als ob in Griechenland Alles von vorn anfinge! Wie bedeutungsvoll ist der so gewonnene Hintergrund, insbesondere für die Erforschung der Mythen, in denen sich ein uralter gemeinsamer Kern immer bestimmter wird ermitteln lassen und der ältesten Gesittung Griechenlands, worin nun nicht Alles als entweder von den Hellenen erfunden oder von Aegypten und Kleinasien erborgt zu erscheinen braucht. Das Ererbte nimmt zwischen dem Selbsterworbenen und dem Entlehnten einen sehr bedeutenden Platz ein.

Die Stellung Italiens zu Griechenland mufste die Alterthumsforscher von jeher besonders lebhaft beschäftigen. Hier ahndete man früh die Bedeutung des Sprachstudiums. Es ist bekannt zu welchen Ergebnissen man gelangte. Noch heutzutage erscheinen Handbücher, in denen der alte Irrthum von der Herleitung des Lateinischen vom acolischen Dialekt wiederholt wird. Die vergleichende Grammatik hat ihn längst widerlegt. Sie hat erwiesen, dafs die römische Sprache völlig so ebenbürtig ist, wie die griechische und das Sanskrit. Auch dafs für beide eine nähere Einheit in dem verrufenen so genannten Pelasgischen zu suchen sei, ist leere Hypothese. Damit ist nicht nur über eine Unzahl bodenloser Etymologien, wie sie leider noch heute bei Gelehrten von Ruf nicht selten auftauchen, der Stab gebrochen und der Vergleichung beider Sprachen, deren die Philologie niemals hat entrathen können, auf einen ganz andern Grund versetzt, sondern auch die Behauptung, dafs das römische Volk ein Mischvolk sei, hat dadurch wenigstens ihre sprachliche Unterstützung, auf die man viel zu geben pflegte, verloren. Die römische Sprache ist ebenso wenig eine Tochtersprache der griechischen, als eine gemischte: dies ist eine gründlich erwiesene Lehre der vergleichenden Grammatik [3]). Es folgt daraus, dafs auch das römische Volk nur aus solchen Bestandtheilen gemischt sein kann, die eines Stammes waren. Alle Hypothesen über den Unterschied griechischer und italischer Elemente in der lateinischen Sprache sind damit abgeschnitten. Auch Niebuhr's geistreiche, von O. Müller aufgenommene Vermuthung, dafs die Namen friedlicher Gegenstände dem griechischen, die kriegerischer dem italischen Theile des Lateinischen angehörten, bewährt sich bei den vergleichenden Untersuchungen nicht. Die Namen der Gegenstände des friedlichen Haushalts theilen die Bewohner Italiens nicht blofs

mit den Griechen, sondern mit fast allen Völkern des gemeinsamen Stammes; in ihnen also ist nichts specifisch Griechisches. Die Wörter für kriegerisches Geschäft und Geräth finden sich ebenfalls zum Theil bei den Stammgenossen wieder, zum andern Theil aber bildet sie jedes Volk eigenthümlich; wir können also solche Wörter der lateinischen Sprache ebenso gut undeutsch, unslavisch wie ungriechisch nennen. Manches deutet darauf hin, dafs die verwandten Völker in der Zeit ihres Zusammenlebens mehr friedlichen als kriegerischen Beschäftigungen ergeben waren und die Waffen, die sie bei ihrer Scheidung gegen einander wandten, je mit besonderen Namen bezeichneten [4]).

Auch in Italien selbst haben die Römer durch die vergleichende Sprachforschung eine andre Stellung gewonnen. Die lateinische Sprache hat in ihrer nächsten Nachbarschaft nähere Seitenverwandte gewonnen, wodurch ihr Stammbaum schon jetzt mancherlei Aufklärung erhalten hat. Die Deutung jener denkwürdigen Reste des Oskischen, das in überraschender Alterthümlichkeit und Regelmäfsigkeit neben dem Latein bis in die Kaiserzeit erklang, ist hauptsächlich durch die Sprachvergleichung angebahnt, und das Umbrische, das, weit mehr verfallen und darum schwerer verständlich gleichsam ein Zerrbild des Uritalischen genannt werden kann, verdankt das geringe es erhellende Licht wiederum gröfstentheils derselben Quelle. In den schärfsten Gegensatz zu diesen beiden Sprachen treten die völlig verschiedenen Idiome Etruriens und Messapiens. Italien, das nach römischen Berichten so einförmig schien, bietet nun eine staunenswürdige Mannichfaltigkeit dar. Statt des schattenhaften Sagengewebes haben wir für die Anfänge der römischen Geschichte, eines Gebietes, auf dessen Durchdringung die Philologie schon längst besondern Eifer und vorzüglichen

Scharfsinn verwandt hat, die festere Grundlage lebendiger Volksthümlichkeiten gewonnen [5]).

Die Alterthumswissenschaft kann in keinem ihrer Theile der Etymologie entbehren und hat sich derselben auch von den Zeiten der erwachenden Gelehrsamkeit an bis auf unsre Tage so wenig enthalten, dafs man alle mythologischen, unzähliche Hypothesen über die Urgeschichte ganzer Völker wie einzelner Ansiedelungen, Erklärungen wesentlicher Aemter und Namen, stets auf dem Wege der Etymologie zu unterstützen suchte *). Lobeck stellt in der Vorrede zu seiner Pathologie in der scherzhaften Weise, durch die er bisweilen die Dürre seiner minutiösen Untersuchungen unterbricht, die Etymologie als unvermeidlich dar; er hält sie für ein Uebel, dessen wir nicht entbehren könnten. De his enim quaestiunculis, sagt er, valet quod de mulieribus dixit poeta comicus, neque cum iis satis commode, neque sine iis ullo modo vivi posse (p. VII.). Und was für Thorheiten sind auf dem Wege der Etymologie zu Tage gefördert! Wer erinnert sich nicht an das Wort Voltaire's, es sei eine Wissenschaft, in der auf die Vocale gar nichts und auf die Consonanten sehr wenig ankomme? Jener alten Etymologie, deren Princip die blofse Lautähnlichkeit war, gegenüber hat die vergleichende Grammatik feste Gesetze des Ueberganges aufgestellt. Und obgleich eingestanden werden mufs, dafs diese, wie jede Regel, Ausnahmen erleiden, und dafs noch in Bezug auf die feinere Beobachtung der Laute und Lautgruppen aufserordentlich viel zu thun übrig ist, so ist doch in dem bereits Gefundenen der erste sichere Grund gelegt; auf ihm hat

*) Beispielsweise erwähne ich des viel gedeuteten Pelasgernamens. Die O. Müllersche Erklärung desselben von *πέλειν* und *ἄργος* wird durch die sprachhistorische Thatsache widerlegt, dafs *r* niemals in *s*, im Griechischen auch kaum je *σ* in *ϱ* übergeht.

emsige Erforschung des unermefslichen Schatzes der Wurzeln und Wörter obwohl dem Ziele noch fern, doch schon reichen Ertrag geliefert, und es sind wenigstens negativ die Gränzen ziemlich scharf bestimmt [6]). Werden diese dennoch wieder von einzelnen vergleichenden Grammatikern überschritten, so ist das in keiner Weise zu rechtfertigen, trifft aber nur diese und nicht die Wissenschaft an und für sich, zu deren entschiedenen Verdiensten J. Grimm mit Recht die „*Bändigung*" der Etymologie rechnet. Dennoch aber ist diese Frucht der Sprachvergleichung noch nicht einmal so weit anerkannt, dafs man aufhört auf die alte Art zu etymologisiren, und auf den so ausgebrüteten Windeiern mythologische und historische Systeme aufzubauen.

Wie auf die erwähnte Weise die Sprachvergleichung selbst zu den realen Wissenschaften der Alterthumskunde in enger Beziehung steht, so ist ihre Anwendung auf das Gebiet, dem sie eigentlich angehört, auf das rein sprachliche um so einleuchtender. Dafs es bis jetzt eine griechische und lateinische Grammatik gebe, die den Ansprüchen genüge, welche wir in andern Zweigen der Philologie zum Theil erfüllt sehen, wird niemand behaupten, der in Grimm's deutscher Grammatik ein Muster treuer und tiefer Forschung kennen gelernt hat. Buttmann, unbedingt unter allen früheren Sprachforschern der schärfste und sinnigste, wo es auf Anordnung und Ergründung des Systems der Formen ankommt, ahndet zwar oft das Rechte und hat in seiner ausführlichen Grammatik die trefflichsten Winke gegeben; aber auch er verliert sich leicht in luftige Vermuthungen, namentlich in gewagte Vergleichungen mit unsrer Muttersprache, und wo er das Richtige trifft, fehlt die volle und beweisende Darlegung. Und es sind nicht etwa entlegene Gegenden der Forschung, die durch die Vergleichung aufgeklärt sind, nein das Ge-

wöhnlichste, gleichsam das tägliche Brot, mit dem die wifsbegierige Jugend gespeist wird, kennen wir erst durch ihre Hülfe. Weder bei Buttmann noch bei einem der andern älteren Grammatiker findet sich das richtige Verständnifs der Declination. Dafs das ς des Nominativs in den Endungen der ersten und zweiten und zum Theil der dritten Declination nur Zeichen dieses Casus, also nicht Theil des Stammes sei, dafs dagegen das *o* der zweiten Declination dem wortbildenden Suffix angehöre, ist erst durch die vergleichende Grammatik erwiesen. Dennoch wird in Rost's griechischer Schulgrammatik das ς des Nominativs als Geschlechtszeichen betrachtet, nämlich als Zeichen des Masculinums und Femininums; weil sich nun aber doch auch ein ς am Ende der Neutra dritter Declination auf *ος, ας* und der Adjectiva auf *ης, ες* zeigte und man nicht aus der vergleichenden Grammatik gelernt hatte, dafs in diesen Wörtern das ς ein Theil des Suffixes sei, so kam man zu der ungereimten Behauptung, dafs eben dasselbe ς auch ausnahmsweise dem Stamme der Neutra angefügt werden, also alle drei Geschlechter zugleich bezeichnen könne (§ 47, 4). Eben dasselbe vom rein philologischen Standpunkte aus unverständliche ς betrachtet Lobeck Paralip. p. 121 in Wörtern wie *ἅλς, ὄψ, lec-s* als ein wortbildendes Element, ohne dafs sich bei dieser Auffassung begreifen liefse, warum dasselbe denn nur im Nominativ erscheint, in den übrigen Casus dagegen spurlos verschwindet. Denn dafs ein ableitendes Suffix nicht einem einzelnen Casus, sondern dem Stamme des Nomens angehört, ist begrifflich ebenso nothwendig wie durch den factischen Zustand der Sprachen unsers Stammes erwiesen. Was aber die Geschlechtsbezeichnung betrifft, so stellt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden persönlichen Geschlechtern und dem Neutrum heraus. Wo jene besonders bezeich-

net werden haftet das Zeichen am Stamme. So ist z. B. die Dehnung des Endvocals oder die Anfügung von *î* ein uraltes Zeichen des Femininums. Das Neutrum dagegen fällt seinem Stamme nach mit dem Masculinum zusammen und unterscheidet sich von diesem fast immer nur durch die verschiedene Bildung des Nominativs und Accusativs, indem es seiner Natur nach besondrer Formen für den Gebrauch als Subject und Object nicht würdig schien. Auch das Verständnifs des Vocativs ergiebt sich nur aus der vergleichenden Grammatik. Er ist im Griechischen und Lateinischen, wo er vom Nominativ sich scheidet, eine Schwächung nicht etwa des Nominativs, wie noch Rost a. a. O. § 49 lehrt, sondern des Wortstammes, z. B. *ἄνθρωπε* aus *ἄνθρωπο*, *domine* aus *domino*, oder der möglichst treu bewahrte Stamm selbst, z. B. *πόλι*, *βασιλεῦ*, *Σώκρατες*. Es ist nicht zu verkennen, wie dies der Natur des Vocativs, der ja nichts als ein Rufen, ein Wort aufser aller syntaktischen Beziehung ist, durchaus entspricht. Wenn später der Subjectscasus für den Vocativ eintrat und blofser Nenncasus ward, so ist das eine Abstumpfung des Sprachgefühls [7]). Dafs übrigens Formen, wie *θύγατερ* nicht einmal von den Griechen als Schwächung des Nominativs gefühlt wurden, beweist der Accent, der sonst auf der Penultima stehen müfste; wie sich denn etwas Aehnliches in dem Neutrum der Comparative, z. B. *βελτίων — βέλτιον*, oder anderer Adjectiva, z. B. *εὐήθης — εὔηθες*, *εὐδαίμων — εὔδαιμον* zeigt, die uns sichere Gewähr leisten, dafs das Bewufstsein der Sprache nicht in den oft künstlichen und naturwidrigen Regeln der alten Grammatiker befangen war. Es ist nämlich offenbar der Wortstamm, nicht der Nominativ, der die Norm für den Accent abgiebt. Nach der Regel der zusammengesetzten Wörter heifst es *εὔηθες*, da der Stamm den Accent auf der drittletzten Sylbe verträgt.

Nur die Länge des *η* im Nominativ des Masculinums zwingt ihn auf die vorletzte zu treten. Das Umgekehrte ist bei den Participien Präsentis Activi der Fall: weil ihr Stamm auf *ντ*, also durch Position lang auslautet, kann der Accent nie über die Penultima hinausrücken. Darum heifst es nicht *παίδενον* sondern *παιδεῦον*, nicht *ὕπαρχον* sondern *ὑπάρχον*. Ueber den Grund dieser Erscheinung ist weder bei Buttmann, noch bei einem der neueren Grammatiker genügende Auskunft zu finden [8]). Dem Lateinischen hat die vergleichende Grammatik einen eigenen Casus wieder zugeeignet, welchen einseitige Vergleichung ihm rauben wollte, den Ablativ. Das *d*, das noch von Schneider Lat. Gr., S. 260 *ἐφελκυστικόν* oder paragogicum genannt wurde, hat die vergleichende Grammatik durch die Uebereinstimmung mit dem *t* des Sanskrit und Zend und dem oskischen *d* als Ablativzeichen erwiesen, was nicht dadurch widerlegt wird, dafs es bei Plautus in den Pronominibus (*med*, *ted*) auch aufserhalb dieses Casus mifsbräuchlich vorkommt und von Quintilian (I, 7, 12) nicht mehr begriffen wurde. (Bopp V. G. S. 213, Benary Röm. Lautl. S. 36 ff.) Auch auf die Adverbien ist dadurch neues Licht gefallen, indem sie als ursprüngliche Ablative erscheinen (*facillumed*), und die Griechen in ihrer Endung *ως* ebenfalls einen Rest dieses Casus erhalten haben.

Noch viel wesentlicher sind die Ergebnisse der vergleichenden Forschungen für die Lehre vom Verbum. Die Ursprünglichkeit der *μι*-Conjugation, die Buttmann ahndet, ist durch sie erwiesen. Die Personalendungen erscheinen als Pronominalstämme. Die Verstärkungen, welche der reine Stamm im Präsens erfährt (*δικ-δείκνυμι*, *φυγ-φεύγω*, *βαλ-βάλλω* = *βαλjω*) [9]), sind erst durch die Vergleichung der entsprechenden Vorgänge im Sanskrit in das rechte Licht getreten. Wir vermögen es, die

Mittel, deren sich die Sprache zur Bildung der Tempora und Modi bedient, zu begreifen, wir sehen, wie aus diesen die einzelnen Formen sich entwickeln, wie andere wieder absterben, aber auf sinnige Art ersetzt werden, Thatsachen, auf die wir im Laufe dieser Erörterungen noch näher eingehen werden. Hier erwähne ich nur, dafs das griechische Perfectum I mit der Aspiration als eine blofse Abart des Perfectum II erkannt worden ist. Das Futurum der Griechen, das man früher vom Conjunctiv des Aorists herzuleiten geneigt war, ist als zusammengesetztes Tempus erkannt und in nahe Verwandtschaft mit dem Optativ des verbum substantivum getreten. Dafs das Passiv sich in allen Sprachen erst aus dem Medium entwickelt hat, ergibt die Zerlegung der Personalendungen auf das Deutlichste. Den Infinitiv endlich, über den man so lange gestritten hat, ob er dem Verbum oder dem Nomen angehöre, läfst uns die Sprachvergleichung durchaus als den Casus eines abstrakten Substantivs erkennen. Ein wie ganz anderes Ansehen durch alles dies die griechische wie die lateinische Flexionslehre erhält, ist leicht einzusehen.

Nicht minder wichtige Thatsachen sind uns in Bezug auf die Wortbildung durch die Vergleichung der verwandten Sprachen klar geworden. Ohne die nur auf diesem Wege gewonnene Erkenntnifs, dafs *ε*, *ο* und *α* einem ursprünglichen kurzen *a* entsprechen, sind nicht einmal Feminina wie *Λάχαινα* von *Λάχων*, *λέαινα* von *λέοντ* erklärbar; eben jenes Verhältnifs erläutert uns den Uebergang von *ποιμεν* in *ποιμαίνω*, von *φρεν* in *εὐφρον*, *εὐφραίνω*. Das Femininum des Part. Perf. Act. auf *υια* ist vom griechischen Standpunkte aus mit dem Stamme des Masculinums auf *οτ* gar nicht zu vereinigen. Aufschlufs gibt uns erst das Sanskrit durch die Endung *vas* (für älteres *vat*, welche Form noch einigen Casus zum

Grunde liegt), die im Femininum *ushî* lautet, indem sie das *v* vocalisirt und den A-Laut ausstöfst; aus *ushî* ward durch Anhängung eines nicht selten antretenden *a* griechisch *νσια* und durch die regelrechte Ausstofsung des Sibilanten zwischen zwei Vocalen *υια*. — Die so häufige Ableitung der Verba auf *αινω* von Substantiven auf *μα(τ)*, z. B. *θαυμαίνω* von *θαῦμα*, *ὀνομαίνω* von *ὄνομα* wird dadurch deutlich, dafs dies *μα* sich auf ein älteres, im Sanskrit erhaltenes, *man* zurückführt, das dem lateinischen *men* genau entspricht. Eben diese Vergleichung erklärt es uns auch, warum die Substantiva auf *μα* am Ende der Zusammensetzungen die Endung *μον* annehmen, z. B. *πρᾶγμα-πολυπραγμον*; es geschieht, weil dem *μα* ein *ν* ursprünglich zukam [10]). Die vielen Neutra im Griechischen auf *ος*, nebst den verwandten Adjectiven auf *ης*, Neutr. *ες*, und im Lateinischen auf *us* der dritten Declination, sind erst durch die Sprachvergleichung von den ähnlich auslautenden Wörtern der zweiten Declination geschieden. Es ist erkannt, dafs ihr ursprüngliches Suffix *as* war. Darum heifst es auch im älteren Latein *foedesis* mit stammhaftem *s*, das aber nach römischer Neigung allmählich in *r* überging [11]). Die Uebereinstimmung der lateinischen Endung *tio* mit der von den Griechen zur Bildung der nomina actionis verwandten *σι-ς* wird durch das Sanskrit vermittelt, indem hier *ti-s* die Endung ist (vergl. *πίσ-τι-ς*, *φά-τι-ς*). Das *τι* hat sich nach den Lautgesetzen des Griechischen in *σι* verwandelt, im Lateinischen aber in der Regel als zweites Suffix *on* hinzugenommen, wodurch die vollere Form *tion* entstanden ist [12]). Was aber noch wichtiger ist: durch die Vergleichung der Wortbildung in den verwandten Sprachen gelangen wir zu einer von der älteren durchaus abweichenden Ansicht von der Bedeutung der Suffixe. Die bisherige Grammatik nahm an, dafs die Suffixe, deren

sich die Sprache bedient, um aus den Verbalstämmen Nomina abzuleiten, von vorn herein gewisse Bedeutungen gehabt hätten, z. B. dafs das erwähnte σι-ς ursprünglich die Handlung, τη-ς (ποιητή-ς), τορ (οἰκήτωρ), τηρ (ἀλκητήρ) die Person bezeichne. Die Sprachvergleichung aber lehrt uns, dafs dieselben Suffixe nach einer gewissen gesetzmäfsigen Folge eine Reihe von Bedeutungen von der Bezeichnung der Person an bis zur Bezeichnung des Abstractums durchlaufen. So bezeichnet z. B. τι-ς in μάντι-ς den Seher, in μῆτι-ς die Einsicht; τη-ς, τηρ und τορ sind ursprünglich identisch; auch dies Suffix ist weder der Bezeichnung von Sachen, noch der von abstracten Begriffen fremd, wie die griechischen Wörter ζωστήρ, καλύπτήρ, κρατήρ, καμπτήρ (Biegung), ἐνδυτήρ (Anzug) beweisen. Und so läfst sich an der Reihe der wichtigsten zur Bildung einfacher Nomina verwandten Suffixe nachweisen, dafs es besondre Suffixe für die Kategorien der nomina agentis, actionis, instrumenti, abstracta u. s. w. von vorn herein nicht gab, dafs vielmehr alle ursprünglich wesentlich demselben Zwecke, nämlich der Ausprägung der Nomina, dienten, und dafs erst allmählich in die hervorbrechende Fülle der Formen der feinere Sprachsinn späterer Zeiten besonders durch die Benutzung des Geschlechtsunterschiedes verschiedene Bedeutungen hineintrug [13]).

Der Lautlehre ist bisher noch gar nicht gedacht worden. Sie hatte auf dem alten Wege eine höchst geringe Ausbildung erlangt und wurde in den meisten Grammatiken als ein sehr untergeordneter Theil betrachtet. Der Gewinn, den die Erforschung der classischen Sprachen aus der Vergleichung der verwandten auf diesem Felde gezogen hat, ist so grofs und mannichfaltig, dafs es schwer ist in der Kürze das Wesentlichste nur anzuführen. Die Begriffe der drei Hauptverstärkungsmittel, des *Guna*, mit

welchem Sanskritnamen man die Steigerung eines Vocals durch den Vorschlag eines kurzen A-Lautes bezeichnet (*πιθ-πείθω, φυγ-φεύγω*), der *Nasalirung* (*vic — vinco*, *λαβ-λαμβ-άνω*) und der ***Reduplication*** sind durch die vergleichende Grammatik theils erst gefunden, theils in ihrer Anwendung verstanden und in ihrer Wichtigkeit nachgewiesen. Eine sichere und organische Lautlehre der alten Sprachen, die wir noch nicht besitzen, ist dadurch erst möglich geworden. Insbesondere ist die Lehre von den Mundarten ein Gebiet, dessen Anbau erst in Folge der vergleichenden Forschungen erfreuliche Saaten hervorgebracht hat. Wer die dürren und magern Sammlungen eines Maittaire mit dem vergleicht, was Giese und Ahrens mit Benutzung und unter Anregung der Sprachvergleichung geleistet haben, der wird deutlich sehen, wie tief der Einfluſs dieser Wissenschaft dringt. Durch Grimm's groſses Werk ist erst die Aufmerksamkeit auf die Dialekte überhaupt gerichtet. Während man früher die Abweichungen von der vorherrschenden Schriftsprache entweder, so viel es möglich war, als Entartungen der angeblich mustergültigen Sprache ganz bei Seite liegen lieſs, oder sie nur als Seltenheiten anmerkte und zu einer Art von Museum auffallender Gebilde sammelte, von denen man dies und jenes Stück gelegentlich mit Kennermiene zum Zweck einer Conjectur hervorholte, erkennt man jetzt darin ebenfalls eigenthümliche Bewegung und schöpferisches Walten des Sprachgeistes [14]). Aber wie sollte man die Mannichfaltigkeit ohne die Einheit begreifen? Wie wäre es möglich die vielfach abweichenden Formen der Mundarten zu verstehen, wenn uns nicht die treu erhaltene Sanskritsprache so oft die Stammform darböte, welche sich in den griechischen Dialekten verzweigt hat? Die Lehre von den Dialekten berührt aber den Kern der Philologie auf das Nächste. Wer kann

den Homer ohne sie verstehen? und wie geziemte es dem Philologen, der die einzelnen Lieder, aus denen das herrliche Epos entstanden ist, kritisch zu sondern, die Vorstellungen, welche den Mythen zum Grunde liegen, zusammenzustellen und zu scheiden bemüht ist, über die Formen jener merkwürdigen Sprache, die das Organ der unnachahmlichen Poësie ward, wie über Unverstandenes hinwegzueilen? Denn sie getreu verzeichnen und aus den Urkunden nachweisen, das heifst so wenig sie verstehen, als es Mythologie verstehen heifst, wenn man einen genauen Index der Götter- und Heldennamen inne hat. Um an einem besonderen Beispiele zu zeigen, wie selbst die Kenntnifs des homerischen Verses durch die Sprachvergleichung gefördert wird, will ich der Partikeln ἕως und τέως erwähnen. Diese finden sich bekanntlich bei Homer sehr oft als Trochaeen gebraucht. Eine genaue Untersuchung lehrt uns, dafs die Stellen, an denen jetzt εἕως gelesen wird, uns kein hinlängliches Zeugnifs für die Länge der letzten Sylbe darbieten, weil allemal ein Consonant darauf folgt, der Position macht. Es ergiebt sich also für ἕως nur das dreifache Maafs, das eines Trochaeus (ἦος), das eines Jambus (ἑως) und die Einsylbigkeit durch Synizese. Die Vergleichung des Sanskrit *jâvat* zeigt nun, dafs das trochäische Maafs das älteste war, woraus sich nach einem im Griechischen häufig wiederkehrenden Umspringen der Quantität das jambische entwickelte, wofür denn nach der Freiheit der epischen Sprache auch Einsylbigkeit eintreten konnte. Wo hätten wir hier ein Regulativ, wenn uns nicht das Sanskrit einen sicheren Anhalt darböte? [15])

Den neuesten Forschungen ist es sogar gelungen ein Gebiet durch die Vergleichung des Sanskrit zu erhellen, in das die höhere Sprachwissenschaft bisher kaum wagte sich einzulassen. Was scheint flüchtiger als der Accent?

Ist auch die neuere Grammatik von der früheren seichten Vernachlässigung des Accentes zurückgekommen und hat mit Sorgfalt und Scharfsinn mittelst dieses wunderbaren Beseelers der Wörter sich den eigenthümlichen Klang und die richtige Aussprache des Griechischen zu vergegenwärtigen gesucht, so hat doch wohl bis vor Kurzem kaum Jemand geahndet, dafs ein so flüchtiges und wie es selbst nach dem Wechsel innerhalb der Mundarten schien, bewegliches Wesen, wie der Accent in vielen Punkten ein Gemeingut der Griechen und Inder sei. Die Schrift O. Böthlingk's „Ein erster Versuch über den Accent im Sanskrit" (Petersburg 1843) hat uns erst nähere Kunde von dem Accente des Sanskrit gebracht. Auf die sprachvergleichende Bedeutung des Accentes hat zuerst Benfey in der Anzeige jenes Werkes (Hall. Literaturzeitung Mai 1845 N. 113 — 118) und in noch ausgedehnterer Weise A. Holtzmann in seiner Schrift „Ueber den Ablaut" (Carlsruhe 1844) hingewiesen [16]). In mehreren sehr merkwürdigen Fällen stimmt die griechische Betonung vollkommen mit der sanskritischen überein, z. B. darin dafs die einsylbigen Wörter in den casus obliqui mit Ausnahme des Accusativs den Accent auf die Casusendung werfen. Wie *ναῦς νηός* (*νεώς*) so heifst es *nâus navás*, aber *návam* wie *νῆα*. Selbst scheinbare Launen sind beiden Sprachen eigenthümlich, so heifst es *pán-kan* wie *πέντε*, aber in den Veden *saptán* = *ἑπτά*, *dáçan* = *δέκα*. Aus einer Musterung des Böthlingkschen accentuirten Wortverzeichnisses am Schlusse seiner Abhandlung über die Unâdi-Suffixe läfst sich noch Folgendes als das Wichtigste herausheben. Die Adjectiva auf *ú-s* = *ύ-ς* sind wie im Griechischen Oxytona, z. B. *svâdú-s* = *ἡδύ-ς*, *purú-s* = *πολύ-ς*, *bahú-s* = *βαθύ-ς*, *âçú-s* = *ὠκύς*, *urú-s* = *εὐρύ-ς*. Die Endung *ma-s* = *μο-ς* scheint in beiden Sprachen ebenfalls

vorzugsweise oxytonirt zu sein; so stimmt z. B. *dhùmá-s* durchaus mit *θυμό-ς*, *gharmá-s* (Sommer) höchst wahrscheinlich mit *θερμό-ς* überein. Die Adjectiva auf *rá-s* sind den griechischen auf *ρό-ς* auch in Bezug auf den Accent analog, z. B. *pîvará-s* = *παχρό-ς*. Die neutralen Substantiva auf *as* = *ος*, die wir schon vorhin erwähnten, ziehen in beiden Sprachen den Accent von der Casusendung zurück, z. B. *ápas* = lat. *opus*, *nábhas* = *νέφος*, *vásas* = *ἕσθος*. Dagegen bemerkt Benfey, dafs die Adjectiva auf *as* (Nom. Masc. *âs* = *ης*, Neutr. *as* = *ες*) oxytonirt werden, z. B. *jáças* der Ruhm, *jaçás* (*â*) berühmt, wie griechisch *σαφής*. Die Pronomina *ahám*, *asmát*, *jushmát* stehen dem griechischen *ἐγώ(ν)*, *ἡμεῖς*, *ὑμεῖς* gegenüber. Von einzelnen Wörtern will ich nur *áçvas* = *ἵππο-ς*, *gánu* = *γόνυ*, *vástu* = *ἄστυ*, *páti-s* (Gatte, Herr) = *πόσι-ς*, *khâjá*(*â*) = *σκιά*, *tákshâ*(*n*) = *τέκτων*, *dêvá*(*r*) = *δαήρ*, erwähnen. Auf die weiteren Ergebnisse dieser Untersuchungen müssen wir sehr gespannt sein, und es läfst sich fast mit Sicherheit voraussagen, dafs uns dadurch noch wichtige Aufschlüsse in Bezug auf den griechischen Accent zukommen werden. Jedenfalls hat sich das schon jetzt herausgestellt, dafs die aeolische und lateinische *βαρυτόνησις* keineswegs, wie man früher glaubte, auf ein besonders hohes Alter Anspruch machen kann.

Die Syntax wird zwar stets ein Theil der Grammatik bleiben, der eine völlig gesonderte Behandlung erfordert. Man wird sich bei ihr auch keineswegs jener oben bezeichneten philosophischen Auffassung und Gliederung entschlagen können. Dafs aber auch diesem Theile die Sprachvergleichung mancherlei Frucht bringt, namentlich aber ihm eine sichere Grundlage verschafft, ist an und für sich klar. Wie ganz anders begreifen wir die Regeln über den Gebrauch der Städtenamen, seitdem wir

wissen, dafs der ursprüngliche Locativ in der ersten und zweiten Declination sich mit dem Genitiv, in der dritten mit dem Ablativ des Singulars verbunden hat! Ueberhaupt ist für die lateinische Casuslehre der Ursprung der Casus und das Zusammenfliefsen mehrerer älterer Formen in eine einzige sehr lehrreich und wichtig, wie dies auch Weifsenborn in seiner vortrefflichen Beurtheilung von Madvig's lateinischer Sprachlehre (Jahn's Jahrb. 1845, Bd. 43, Heft 3, S. 343) hervorgehoben hat. Für das Griechische ist diese Thatsache noch gar nicht berücksichtigt, und doch läfst sich mit Bestimmtheit behaupten, dafs eine gründliche syntaktisch-etymologische Untersuchung der Casusformen unsers ganzen Sprachstammes auch für den Gebrauch der griechischen Casus uns Aufklärung gewähren wird [17]). In der Lehre vom Verbum fehlt es schon jetzt nicht an Punkten, die durch die Sprachvergleichung auch syntaktisch in ein andres Licht gestellt sind. So ist es auf diesem Wege wahrscheinlich geworden, dafs das griechische Medium gerade in seiner schwer faſsbaren Natur auf das höchste Alter Anspruch machen kann; es ist bewiesen, dafs aus diesem Medium das Passiv hervorgegangen ist, dafs nur dem Indicativ des Aorists die Bezeichnung der Vergangenheit von vorn herein zusteht [18]). Den Griechen ist die consequente Scheidung des Conjunctivs vom Optativ als etwas Eigenthümliches vindicirt. Die schon erwähnte Thatsache, dafs der Infinitiv durchweg nominalen Ursprungs ist, kann auch dem Syntaktiker nicht gleichgültig sein. Die schwierige Lehre vom lateinischen Gerundium und Gerundivum schöpft aus der Sprachvergleichung nicht wenig Gewinn [19]). Die Präpositionen verrathen uns ihren adverbialen Ursprung, und wir sehen sie erst allmählich, von den Verben sich ablösend, mit bestimmten Casus in geregelte Gemeinschaft treten. Besonders tief

scheinen die Conjunctionen in den Bau der Sätze einzugreifen. Ihre etymologische Erforschung ist daher der Gegenstand sehr eifriger Bemühungen geworden. Aber freilich diese Wörtchen entschlüpfen uns bei genauerer Betrachtung unter den Händen: da ihre Bedeutung so mannichfach sich gestaltet und ihre Form so dünn und charakterlos zu sein pflegt, dafs man sie leicht mit den verschiedensten Verbal- und Nominalstämmen verbinden kann, so möchte es hier am schwersten sein, zu wirklich sicheren Ergebnissen zu gelangen. Doch verspricht auch ihre Erforschung wenigstens einige wichtige Stützen für die Lehre ihres Gebrauches und hat sie schon zum Theil geliefert [20]).

Sind dies einige der hauptsächlichsten Resultate, welche aus der Sprachvergleichung der Philologie zu Nutze gekommen sind, und stehen der Natur jener Wissenschaft gemäfs noch andere zu erwarten, so ist es wohl klar, dafs die Philologie solche Ergebnisse dankbar aufzunehmen und den Fortschritten derselben aufmerksam zu folgen hat. Nur so wird es möglich sein, die Grammatik der alten Sprachen den erhöhten Forderungen wahrhaft wissenschaftlicher Bearbeitung gemäfs auszuführen und die Periode, welche für die meisten realen Wissenschaften der Philologie schon begonnen hat, auch für diese eintreten zu lassen. Ebenso aber darf sich auf der andern Seite die vergleichende Grammatik nicht von der Philologie lossagen. Denn ihrer Natur nach strebt jene Wissenschaft in das Weite; sie umfafst einen aufserordentlich grofsen Umkreis von Sprachen der verschiedensten Völker. Gar leicht kann unter der Weite die Schärfe des Blickes leiden. Verschmäht also die Sprachvergleichung die Genauigkeit philologischer Nachforschung, benutzt sie nicht das ihr gebotene Material, lernt sie nicht von der Philologie scharfe und unbefangene Kritik, so

wird sie sich nicht vor Abwegen und falschen Behauptungen hüten können. Kann nun auch nicht von den Männern, welche einen so weiten Kreis zu umfassen haben, dieselbe Sicherheit auf den verschiedenen Gebieten erwartet, so kann doch durch Zusammenwirken Vieler das Rechte erlangt werden. Namentlich aber ist für die alten Sprachen im Einzelnen durch den Fleifs von Jahrhunderten so viel vorgearbeitet, dafs hier der vergleichenden Grammatik ein reiches Erbtheil zur Benutzung frei steht. Die Wichtigkeit der bereits gewonnenen Ergebnisse wird noch klarer hervortreten und alles wahrhaft Gültige sich bewähren, wenn diese in Bezug auf zwei so herrliche Sprachen noch mehr bis in das Einzelne verfolgt werden. Andres wird sich auch hie und da bei genauer Kritik als unhaltbar erweisen. Dafs diese Durchdringung des vorhandenen Materials noch immer nicht in einer irgendwie erschöpfenden Weise und in klarer, allen Philologen verständlicher Weise geschehen ist, darin liegt wohl zum Theil der Grund, weshalb die vergleichende Grammatik bei den Philologen noch nicht den rechten Eingang gefunden hat. Aus der Verschwisterung beider Wissenschaften kann aber beiden nur Gewinn entstehen und wird es auch immer eine Sprachvergleichung geben müssen, die von der Philologie getrennt ihre allgemeinere Aufgabe zu lösen sucht, wird es eine philologische Grammatik geben müssen, die auf ihr Gebiet zunächst angewiesen nur die Früchte jener sich zu Nutzen zieht, so werden wir doch so viel mit Recht behaupten können, dafs die Zukunft beider Wissenschaften auf ihrer richtigen und lebenskräftigen Verbindung beruht.

Dennoch aber hat es den Anschein, als ob ihrer innersten Richtung nach zwischen der vergleichenden und der philologischen Sprachforschung ein bedeutender Gegensatz stattfände. Niemand hat diesen treffender und

schöner dargestellt als Jacob Grimm in der Vorrede zur neuesten Ausgabe seiner deutschen Grammatik (S. XII — XIV). In seiner unnachahmlichen, vom Hauche unserer älteren Sprache belebten Redeweise schildert er das eigenthümliche Wesen beider Arten der Forschung. Der einen ist die Sprache nur Mittel für den Zweck sich die Literatur anzueignen: der Philolog strebt darnach „bei der Sprache einzuwohnen", das Forschen in den Quellen, das getreue Aufzeichnen des Vorkommenden, das behagliche Anschauen der sprachlichen Gebilde ist ihm eigen; seine Richtung geht vorzugsweise auf die Syntax. Dagegen ist das Verfahren der andern mehr „zergliedernd"; für sie ist die Sprache an und für sich Zweck, sie findet auch an dem bloſsen Stoff einer armen Sprache ihre Nahrung; wie dort Beschränktheit, so ist hier Zerstreuung schwer zu meiden; das „Entblöſsen der Wurzeln", das „Einschneiden in den Leib der Sprache" ist ihr eigentliches Geschäft. Wer könnte das wirkliche Bestehen diesee Gegensatzes leugnen? Aber es fragt sich, ob dieser ein unüberwindlicher ist. Und in der That, daſs das nicht der Fall ist, könnte nichts besser darthun, als daſs eben Jacob Grimm es ist, der ihn in Worte gefaſst hat. Denn er verbindet wirklich in sich die beiden Arten der Sprachforschung. Der feinste Sinn für das besondere Leben der einzelnen Sprache, die hingebende Erforschung der Quellen vereinigt sich in ihm mit dem weiteren Blicke, mit dem Eindringen in den Zusammenhang einer Reihe von Sprachen; nicht weniger weiſs er den Formen nachzuspüren und sie zu zerlegen, als er die Sprache in ihrer Anwendung zu begreifen, ja „ihrem leisen Athemzuge" zu lauschen weiſs. Es liegt in dem wunderbaren Wesen der Sprache, daſs wir sie zergliedern können ohne ihr Leben zu tödten, und begreifen wir nun die Bedeutung jeder Sehne, jedes Nervs, so

werden wir die Sprache auch in ihrer Bewegung mit ganz andern Blicken betrachten, als die, welche sich scheuten in das Innere einzudringen und bei der blofsen Erscheinung stehen blieben. Auch der Künstler studirt Anatomie und es wird seine Freude an einem schönen Körper nicht dadurch getrübt, dafs er die Bestimmung der einzelnen Glieder, die er zu einem wunderbaren Ganzen verbunden vor sich sieht, gründlicher kennen gelernt hat. Und der Philolog mufs ja ebenfalls von seiner behaglichen Anschauung oft sich zu trockener Betrachtung wenden. Es ist ein ermüdendes, der Arbeit des Statistikers vergleichbares Geschäft, die Fülle der homerischen Formen zu verzeichnen. Vom rein griechischen Standpunkt aus betrachtet entzieht sich gar manche Form der Unterordnung unter eine höhere Einheit, in welcher der vergleichende Forscher wunderbare Entfaltungen aus Keimen erkennt, die den Griechen mit dem Orient gemeinsam sind; er freut sich bei jedem alterthümlichen Gebilde über die treue Bewahrung; das einzeln Verzeichnete verbindet sich ihm wieder zu einer lebendigen Reihe, und häufig sieht er da, wo der Philolog nur unverstandene Seltenheiten hat, wieder ein Ganzes vor sich. Und auch dem besondern Leben der einzelnen Sprache, der charakteristischen Thätigkeit eines Volkes auf diesem Gebiete braucht sich das Auge des vergleichenden Grammatikers nicht zu verschliefsen. War es auch bei den Anfängen seiner Wissenschaft zuerst nöthig, das Allgemeine, das einer Reihe von Sprachen Gemeinsame zu erforschen und aufzuzeichnen, so wird sich im Fortgange derselben gerade auf diesem allgemeinen Grunde eine viel eindringlichere Kenntnifs der Besonderheiten einzelner Sprachen und Mundarten ergeben. Oder dürfte man nicht Universalgeschichte studiren, ohne sich den Blick für die Geschichte eines einzelnen Volkes zu trüben? Umgekehrt,

wodurch erkennen wir das Eigenthümliche als durch Vergleichung? Die Eigenheiten der griechischen Sprache im Satzbau liegen uns klarer vor als den Alten, weil es uns möglich geworden ist, den so mancher andern alten und neuen Sprache daneben zu stellen. Wissen aber unsre bisherigen griechischen und lateinischen Grammatiker von der Eigenheit dieser Sprachen im Bau ihrer Formen etwas Genügendes vorzubringen? Und doch wird sich gewifs auch hierin die Eigenthümlichkeit der einzelnen Sprachen geltend gemacht haben. Denn die Formen sind nicht todte, aufgespeicherte Schätze, sie sind ererbt zwar, aber jede Sprache wuchert mit ihnen auf ihre Weise, jede gestaltet sie nach ihren eigenen Gesetzen um. Die Lautverhältnisse der einzelnen Sprachen lassen hier eine Form zu Grunde gehen und siehe dort keimt zu ihrem Ersatze eine neue hervor. Die alte Fülle schwindet und der schöpferische Sprachgeist gebiert eine neue. Es erzeugen sich Differenzen aus ursprünglicher Einheit, und ein neu entstandener Unterschied der Form wird zur Unterscheidung der Bedeutung benutzt [21]). Viele schreckt von der Vergleichung die Vorstellung ab, dafs es sich um die Zurückführung der herrlichen griechischen und lateinischen Bildungen auf orientalische handele, gegen welche jene nur als Entartungen und Verstümmelungen erschienen. Vielleicht hat dazu die Behandlungsweise einiger Forscher auf diesem Felde Anlafs gegeben. Es kann aber, so oft es auch gesagt ist, nicht genug wiederholt werden, dafs die Sprachvergleichung die einzelnen Sprachen nicht als Kinder des Sanskrit aufstellt, sondern als ebenbürtige Geschwister, von denen die indische nur die älteste ist. Oft aber hat auch die Griechin, die Römerin die Züge der gemeinsamen Mutter treuer bewahrt. Und wo diese gegen die ältere Schwester zurückstehen, da wird sich stets ein neues, reiches Leben zeigen. Das ist

eben das Wunderbare in der Sprache, dafs sie nie abstirbt, sondern sich wie die Natur immer auf's Neue wieder erzeugt. Für dieses neue Leben darf dem vergleichenden Forscher nie der Sinn mangeln. Er mufs der eigenthümlichen Bewegung der einzelnen Sprache sorgfältig nachspüren. Dann wird ihm das Ganze der verwandten Zungen um so herrlicher und grofsartiger erscheinen.

Es möchte nicht überflüssig sein, diese unsere Behauptung, dafs eine richtige Sprachvergleichung die Erkenntnifs des Besondern der einzelnen Sprachen nur fördern könne, durch eine Reihe einleuchtender Beispiele zu erläutern. Wir gehen dabei von der Voraussetzung aus, dafs das Material, das heifst die Masse der Laute, der Flexions- und Ableitungsformen im grofsen Ganzen schon in der Zeit fertig war, da die jetzt getrennten Glieder des grofsen Sprachstammes noch vereinigt waren. Bei der Spaltung nahm nun jedes Volk sein Erbtheil mit sich, und es liegt uns ob zu untersuchen, was es daraus gemacht hat.

Wir beginnen mit der Lautlehre. Die Consonanten sind in den Sprachen das festere Element, sie sind mehr Träger des Gedankens und als solche zwar auch keineswegs der Veränderung entzogen, aber doch eigentlich einer Weiterbildung nicht recht fähig. Denn wenn durch sie, wie durch einen festen Knochenbau, dem einzelnen Worte, der einzelnen Form schon ihre Bedeutung gesichert war, so konnte wohl mancherlei Bewegung, ja selbst — wie in den germanischen Sprachen — wunderbar weit verzweigte Umwandelung nach festen Gesetzen, eine eigentliche Ausbildung und bedeutungsvolle Entwicklung aber nicht mehr stattfinden. Ganz anders ist es mit den Vocalen. Ihre Entwicklung fällt einer jüngeren Zeit anheim und geht gleichsam vor unsern Augen vor sich. Der Vocalismus ist es recht eigentlich, worin

sich das besondere Leben der einzelnen Sprachen entfaltet. Das Sanskrit kennt nur die drei Laute *a, i, u* nebst den Diphthongen *è, ô, âi, âu* [12]). Wie reich ist dagegen der Vocalismus im Deutschen und im Griechischen! In der ersteren Sprache sehen wir die höchste Ausbildung desselben, die im Ablaut ihre schönste Vollendung findet, theilweise erst im Althochdeutschen im Gegensatz zum Gothischen hervorbrechen. Das Griechische zeigt seine Mannichfaltigkeit schon in der frühsten Periode; das Wachsen wahrzunehmen ist uns nicht mehr vergönnt. Wir sehen von der homerischen Zeit an nur noch ein Abnehmen; aber diese älteste Sprache ist durch ihren Vocalismus dem Sanskrit weit voraus. Das Lateinische ist namentlich in Bezug auf die Diphthonge zurückgeblieben, und die wenigen, die es hat, sind fast nicht mehr flüssig, nicht mehr bei der Flexion und Wortbildung zu gebrauchen; es sind meist todte Körper. So bedient sich z. B. das Griechische noch seiner Diphthonge zur Verstärkung des Verbalstammes. Auf diese Weise wird die Unterscheidung von *ἔφυγον* und *ἔφευγον*, von *ἔλιπον* und *ἔλειπον* möglich; dem Lateinischen fehlt diese Beweglichkeit ganz. Dagegen hat diese Sprache wiederum die Nasalirung in einer Weise bewahrt, die das Griechische nicht aufzuweisen vermag. Wenigstens läfst sich der Verstärkung der Stämme *vic, fid, tud, pag, rup* zu *vinco, findo, tundo, pango, rumpo* nichts völlig Entsprechendes an die Seite stellen. Im Sanskrit gewahren wir beide Verstärkungen neben einander. Dem Mangel an Beweglichkeit des Vocalismus ist es zuzuschreiben, dafs das Lateinische jene sinnvolle Scheidung zwischen reinem und verstärktem Stamme, auf der die Sonderung der Bedeutung des Imperfects und des Aorists beruht, nicht behaupten konnte.

Der griechischen Sprache ist in Bezug auf ihren Vo-

calismus nichts eigenthümlicher, als die Spaltung des ursprünglichen A-Lautes in drei Vocale, des kurzen in *ă, ε, o* und des langen in *ā, η, ω*. Mit richtigem Blicke hebt daher O. Müller [23]) in der Einleitung zu seiner griechischen Literaturgeschichte (S. 10) diese Thatsache als etwas den Griechen besonders Eigenes hervor. Während in den germanischen Sprachen die Laute *e* und *o* sich hauptsächlich durch sogenannte Brechung aus *i* und *u* entwickeln, ist es den Griechen eigen sie aus dem *a* entstehen zu lassen, worin ihnen die Römer theilweise folgen, doch so, dafs bei ihnen die Laute *i* und *u* bei dem Wechsel auch mit auftreten. Durch die bei den Griechen herrschende Spaltung gewinnt der Vocalismus bedeutend an Reichthum; denn wie sich *a* in *α, ε, o*, so spaltet sich nun auch *a* + i in *αι, ει, οι*, *a* + *u* in *αυ, ευ, ου*; ja selbst *ηυ* und *ωυ* bilden sich, obwohl das letztere nur dialektisch neben *αυ*. Von den so entstandenen Diphthongen nehmen *αι* und *αυ* mehr eine feste Stellung ein und treten bei der Bewegung der Laute seltner auf; *ου* nimmt seinen Platz von den andern gesondert und erhält bei Ioniern und Attikern vorzugsweise die Bestimmung zum Ersatz ausgefallener Consonanten aus *o* zu entstehen, z. B. *λέουσι* für *λέοντ-σι, λέγουσι* für *λέγονσι* (*λέγοντι*), *διδούς* für *διδόντ-ς*. Aufserdem wird *ου* als der dumpfste der Diphthongen ein mannichfaltiger Mischlaut, aus *οο, οε* und *εο*. *ει* und *οι* und *ευ* aber verbleiben dem regelmäfsigen Verstärkungsprocesse in der Verbal- und Nominalbildung, z. B. *πιθ-πείθω-πέποιθα*; *πυθ-πεύσομαι*; *ἀμείβω-ἀμοιβή*. Daneben aber fungirt *ει* zugleich als Ersatzdehnung von *ε*, z. B. in *χαρίεις* für *χαριεντς, πείσομαι* für *πενθσομαι*. *οι* übernimmt dieses Amt nur bei den Aeoliern an der Stelle des attischen *ου*, z. B. in *Μοῖσα* für *Μοῦσα* = *Μόνσα*. Dagegen sind die Dorier starrer: die strengeren entfalten aus dem *ε*

immer nur η, aus ο immer nur ω; daher also ἔχωσα nicht ἔχονσα = ἐχοντια, χαρίης nicht χαρίεις = χαριεντς. Ebenso stimmen sie nicht in den anomalen Wechsel von α in η ein, der dem attischen und noch mehr dem ionischen Dialekte so eigenthümlich ist. Denn wenn anders ε schwächer als ᾰ̆ ist, so mufs auch η schwächer als ᾱ̄ sein *). Der attische Gebrauch ist also eine reine Schwächung der alten Fülle und das ist der Grund, warum wir ihn bei den Doriern nicht finden. Ebenso mufs es als eine Abstumpfung betrachtet werden, wenn die Laute ῐ̆ und ῠ̆ nicht zu ει, οι und ευ, sondern nur zu ῑ̄ und ῡ̄ gesteigert werden. Daher zeigt denn auch hier wieder die alterthümliche dorische Mundart bisweilen den Diphthong an der Stelle der attisch-ionischen Dehnung, z. B. in τεισῶ für τῑσω, εἶκω von Wurz. ῐ̆κ (Ahrens d. dial. Dor. p. 184; 344). So gestaltete sich seinen Grundzügen nach der Vorrath der Griechen an Diphthongen. Betrachten wir jetzt einmal, wie mannichfaltig der Einflufs jener Spaltung der kurzen Vocale an und für sich im Leben der griechischen Sprache sich geltend macht.

Zunächst ist des Wohllauts zu gedenken. Es ist nicht zu verkennen, dafs durch diesen Wechsel das Griechische dem Sanskrit oft überlegen ist, was klar wird, wenn man z. B. *abharam* mit ἔφερον, *abharâmahi* (älter wahrscheinlich *abharâmaha*) mit ἐφερόμεθα, das Perfectum *ǵaǵana* mit γέγονα vergleicht. Diese Perfecta, die man die zweiten zu nennen pflegt, entwickeln namentlich eine grofse Lautfülle, indem der reine Dreiklang ε-ο-α in

*) Analog ist die Schwächung des alten â zu ê im Sanskrit. Es ist höchst beachtenswerth, dafs nur die aus ă entstandene Länge der Masculina und Neutra zu ê wird, z. B. *vṛkêshu* (Locat. Plural.), *vṛkêbhjas* (Dat. und Abl. Plur.) und in den Veden der Instr. *vṛkêbhis*, während das stammhafte â sich ungeschwächt bewahrt, z. B. *dharâshu, dharâbhjas, dharâbhis.*

steigender Progression in ihnen hervortritt. Kommt dazu etwa noch ein ι in der Endung, so erreicht die Form den gröfsten Wohllaut, z. B. γεγόναασι. Doch von dieser so zu sagen ästhetischen Betrachtung der Formen abgesehen, wird sich auch der offenbare Nutzen jener Theilung in einer Anzahl von Beispielen klar nachweisen lassen. Beginnen wir mit der Declination.

Den Stämmen, welche auf einen A-Laut ausgehen, wird in der Sanskritgrammatik wie in der der classischen Sprachen der erste Platz eingeräumt, weil sie aufserordentlich häufig sind, und nicht minder in jener wie in dieser mehr das häufige Vorkommen, als die Ursprünglichkeit der Bildung den Platz zu bestimmen pflegt. Die A-Declination nun hat sich dadurch im Griechischen wie im Lateinischen vermannichfaltigt, dafs sich der A-Laut spaltete. Dem Femininum kommt hier wie im Sanskrit durchaus die Länge zu. Es ist also da nur eine Doppeltheilung in kurzes und langes *a*. Das lange *â* mufste sich seiner Natur nach am ersten erhalten, indem die Stärke der Quantität auch der Qualität mehr Festigkeit gab. Im Griechischen zeigt sich indefs die merkwürdige Erscheinung, dafs entweder die Qualität, oder doch die Quantität bleibt: der A-Laut des Femininums ist entweder reines α, sei es ᾱ oder ᾰ, oder η, nie aber ε oder ο. Dagegen kann das *a* im Lateinischen zwar im Nominativ am Schlufs sich nicht lang erhalten, bleibt aber immer in seiner Reinheit bestehen. Das Lateinische bewahrt, also im Femininum die Qualität, aber nicht die Quantität. Im Masculinum aber springt das kurze *a* in seine verwandten Laute um, doch nur in den stärkeren, in *o*, das im Lateinischen theilweise zu *u* wird, nie in das schwächere *e*, das, wie es scheint, der Würde einer Masculinendung nicht entsprach. Während also der blofse Unterschied

der Quantität im Sanskrit zur Unterscheidung der Geschlechter genügte, stellte sich in den beiden alten Sprachen eine qualitative Differenz heraus. Wie sehr das in einer Zeit, da es nicht mehr möglich war die Länge so streng festzuhalten, zur Deutlichkeit beitragen mufste, ist leicht einzusehen. Auch entspricht ein solcher farbiger und mehr in's Ohr fallender Unterschied der Neigung der Griechen nach Lautabwechselung viel mehr, als der mehr abstracte Quantitätsunterschied im Sanskrit. Wir betrachten es also als einen Vorzug, dafs dem Sanskrit *ǵnâta-s*, *ǵnâtâ*, *ǵnâta-m*, griechisch *γνωτό-ς*, *γνωτή*, *γνωτό-ν*, lat. (*g*)*nôtu-s*, (*g*)*nôta*, (*g*)*nôtu-m* gegenüber steht. Auch auf die Declination konnte diese Fortbildung nicht ohne Einflufs bleiben. Im Sanskrit ist das Femininum in mehreren Casus vom Masculinum nicht verschieden: der Nominativ Pluralis lautet in beiden Geschlechtern *ǵnâtâs*, (*γνωτοί* und *γνωταί*, *noti* und *notae*) der Genitiv desselben Numerus *ǵnâtânâm*, (*notorum* und *notarum*; Hom. *γνωτῶν* und *γνωτάων*); ebenso treffen die beiden Geschlechter in zwei Casus des Duals überein. In andern unterscheiden sie sich zwar, aber nur dadurch, dafs eine andere Bildungsweise eintritt: im Instrum., Dat., Genit. und Locat. Sing. Durch die verschiedenen Suffixe, deren sich hier die Sprache bedient, wird die Declination übermäfsig bunt. Wie einfach vermag dagegen durch den Vocalunterschied das Griechische die meisten Casus der beiden Geschlechter bei möglichster Aehnlichkeit doch genau aus einander zu halten! *γνωτῷ* und *γνωτῇ*, *γνωτοί* und *γνωταί*, *γνωτοῖς* und *γνωταῖς*, *γνωτοῖν* und *γνωταῖν* stehen in entschiedenem Vorzuge gegen das Sanskrit. Das Lateinische vermag nur im Dat. Pl. nicht ganz zu folgen. Sein Diphthongenmangel macht hier die Unterscheidung der Geschlechter unmöglich. Wo sie nöthig wird, da hat sich die uralte Endung *bus* = Skt. *bhjas*

erhalten und *equâbus* begegnet auf merkwürdige Weise dem sanskritischen Instrum. *açvâbhis*, während dem zusammengezogenen Masculinum *equis* auch im Sanskrit das kürzere *açvâis* [24]) gegenüber steht *). Dagegen ist später das Griechische im Genit. Plur. insofern auf der Stufe des Sanskrit, als es hier auch nicht mehr die Geschlechter scheidet und γνωτῶν für beide eintreten läfst, während das epische γνωτάων dem Femininum seinen charakteristischen Laut bewahrt. Die Dorier, die άων nicht in ῶν, sondern in ᾶν zusammenziehen, sind also gegen die Attiker insofern im Vortheil, als sie das Femininum zu unterscheiden vermögen, dagegen im Vergleich zur homerischen Sprache in offenbarem Nachtheil, weil die Endung schon einen Verlust erlitten hat und sich nicht so klar vom Acc. Sing. Fem. unterscheidet, der bei ihnen γνωτάν lautet. Im Genit. Sing. benutzt diese Sprache wie das Sanskrit das Vorhandensein zweier Suffixe zur Unterscheidung der Geschlechter und insofern stimmt das homerische γνωτοῖο zu Skt. *ǵnâtasja*, γνωτῆς zu *ǵnâtâjâs*. Den Acc. Plur. der beiden Geschlechter trennt das Sanskrit nur dadurch, dafs es von der ursprünglich diesem Casus eigenthümlichen Endung *ns* das *n* bei den Masculinen, das *s* bei den Femininen ausschliefslich behauptet, z. B. Masc. *ǵnâtân*, Fem. *ǵnâtâs*. Dadurch tritt eine gewisse Ungleichheit in der Bezeichnung dieses Casus ein; wollte das Griechische diesem Princip folgen, so würde der Acc. der Masculina der Verwechslung mit dem Acc. Sing. der Feminina oder dem Genit. Plur. aus-

*) Dennoch zieht Bopp V. Gr. § 215 aus wichtigen Gründen das Suffix *bus* nicht zu *bhis*, sondern zu dem Zeichen des Dat. und Abl. *bhjas*. Das oben Gesagte ist also nicht als abweichende Meinung vorgebracht, sondern soll nur auf eine bei übriger Verschiedenheit stattfindende Aehnlichkeit der Formen auf *bus* mit denen auf *bhis* hinweisen.

gesetzt sein (*γνωτᾶν, γνωτῶν*). Die Spaltung des A-Lautes macht allein den deutlichen Unterschied zwischen *γνωτούς* (kret. *γνωτόνς*, lakonisch *γνωτώς*) und *γνωτάς* (*ανς*) möglich, wie im Lateinischen zwischen *notos* und *notas*. So vielfach nützlich bewährt sich in der A-Declination die Trennung der Vocale.

In der dritten Declination, welche sowohl die mit Consonanten (*λεοντ, θήρ, δαιμον*) als die mit den Vocalen *ι* und *υ* schliefsenden Stämme umfafst, bleibt der Vorzug der feinen Benutzung der Dreitheilung vorzugsweise den Griechen. Die Römer zeigen sich hier, wie auch sonst in der Regel, starrer: von den drei Lauten *a o e* lassen sie die beiden ersten in den regelmäfsigen Wechsel des Masculinums und Femininums eintreten und behalten den letzteren als indifferenten Laut nebst dem *i* für die Endungen; denn dem *am, um* steht *em*, dem *a(d), o(d) e(d)* dem *as, os es*, dem *abus, obus ibus* zur Seite. Wie durch dies Verfahren die Trennung zwischen der dritten und den beiden ersten Declinationen offenbar deutlicher wird als im Griechischen, so büfst dagegen das Lateinische dadurch, dafs es nicht das *a* mit für die dritte Declination verwendet, die deutliche Scheidung des Nom. Plur. vom Acc. Plur. ein. Diese beiden Casus sind wie im Lateinischen, so im Sanskrit bei einem Theile der Nomina gleichlautend, z. B. Skt. Acc. und Nom. Plur. *padas* = *pedes;* im Griechischen dagegen Nom. *πόδες*, Acc. *πόδας*; ebenso Skt. *nâvas* = Lat. *nâves* = Gr. *νῆFες* und *νῆFας* (*ναῦς*). Nur bei den Stämmen auf *i* und ihrem Gefolge tritt durch die doppelte Endung *es* und *is* in der Blüthezeit der Sprache ein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ ein, z. B. Nom. *nâves*, Acc. *nâvîs*. Auch das Sanskrit, das selten um Mittel verlegen ist, weifs bei einem Theil der Wörter sich auf sinnige Art zu helfen, indem es bei den

Stämmen auf *i*, *u* und *ṛ* dem Acc. wieder wie bei der A-Declination das *n* zuweist und so den Nom. ***kavajas*** vom Acc. ***kavîn***, ***bhânavas*** von ***bhânûn***, ***pitaras*** (*πατέρες*) von ***pitṝn*** (*πατέρας*) scheidet, bei andern Wörtern aber des Unterschiedes zwischen den starken und schwachen Casus sich bedient, z. B. Nom. ***tudantas*** Acc. ***tudatas*** (Lat. Nom. und Acc. ***tundentes***). Dennoch aber erreicht es nicht die Formfülle des Griechischen. Denn auch der Gen. Sing. kommt hier in Betracht; die ihm zukommende Endung ***as*** hat das Griechische in *ος* umgesetzt, so dafs also *ποδός - πόδες - πόδας* dem einen nur durch den Accent unterschiedenen ***padas*** des Sanskrit, dem zwiefachen ***pedis*** und ***pedes*** der Lateiner gegenüber steht:

	Skt.	Lat.	Gr.
Nom. Pl.	***pádas***	***pedes***	*πόδες*
Acc. Pl.			*πόδας*
Gen. Sing.	***padás***	***pedis***	*ποδός*

Weifs nun auch das Sanskrit den Acc. Pl. ***vahatas*** vom Nom. ***vahantas*** zu scheiden, so ist doch der Gen. Sing. ***vahatas*** dem Acc. Plur. völlig gleichlautend, das Verhältnifs also dies:

	Skt.	Lat.	Gr.
Nom. Pl.	***vahantas***	***vehentes***	*ἔχοντες*
Acc. Pl.	***vahatas***		*ἔχοντας*
Gen. Sing.		***vehentis***	*ἔχοντος*

Uebrigens ist der Grund, weshalb der Acc. Pl. auf *ας* ausgeht, uns nicht verborgen. Ein ausgefallener Nasal pflegt in der Regel diesen Vocal übrig zu lassen, also in *πόδας* für *ποδανς* wie im Acc. Sing. *πόδα* für *ποδαν* (Skt. ***padam***, Lat. ***pedem***) und im Aor. 1 *ἔδειξα* für *ἔδειξα* (*ν*) = Skt. ***adiksham*** und im Perf. *γέγονα* für *γεγόναμι*, wo auch das Sanskrit schon die verstümmelte

Form *ǵaǵana* oder *ǵaǵâna* darbietet. Dessen ungeachtet aber müssen wir dem Griechischen hier den Vorzug vor dem Sanskrit zuerkennen, weil sein Lautsystem fein genug war um ein ursprüngliches *as* (ος) von einem aus *ans* (ας) entstandenen zu unterscheiden, was das Sanskrit so wenig wie das Lateinische vermochte. — Durch dieselbe Lautspaltung wird es möglich im Griechischen den Acc. Sing. vom Nom. und Acc. Dual. zu unterscheiden: *πόδα* von *πόδε*, was freilich auf anderm Wege auch im Sanskrit geschieht: *padam* und *padâu*. Doch hat der griechische Acc. Sing. *πόδα* dadurch einen Vorzug vor dem des Sanskrit, *padam*, dafs man ihn unzweifelhaft als der dritten Declination angehörig erkennt, während *padam* ebenso gut von einem vocalisch schliefsenden Stamme *pada* (Nom. *pada-s* oder als Neutrum *pada-m*) herkommen könnte. Es ist klar, das sanskritische *a* hatte so viele Geschäfte zugleich übernommen, dafs es nicht allen mit voller Treue nachkommen konnte und eine Theilung der Arbeit durchaus wünschenswerth war.

Wir gehen zur Conjugation über. Hier ist zuvörderst der Lautwechsel zu beachten, der im Griechischen durch die Doppelheit des Bindevocals hervorgebracht wird, z. B. *vahâmas* — *ἔχομες*; *vahata* — *ἔχετε*, *vahanti* — *ἔχοντι* oder *ἔχουσι*. Das *o* wird hier überall durch einen Nasal erzeugt, während das *ε* sich gern den Dentalen anschliefst. Darum heifst es in der ersten Person *εἶχον* = *avaham*, in der dritten *εἶχε(ν)* = *avahat*, wobei aber denn doch nicht zu verkennen ist, dafs das Griechische auf seinem Standpunkte, d. h. nachdem es einmal den Endconsonanten *τ* aufgegeben, dafür aber häufig das ephelkystische *ν* hatte eintreten lassen, durch den Vocalwechsel wiederum die deutlichere Unterscheidung der ersten von der dritten Person bewirkt. Der Wech-

sel von *α* und *ο* macht die Unterscheidung der ersten Pers. Pluralis und Dualis im Medium möglich *ἐχόμεθα* von *ἐχόμεθον*, denn das *ν* ist ein später angetretener Laut, der sich im Aeolischen *ἐχόμεθεν* auch in den Plural eingeschlichen hatte und allein nicht hinreichte, die Trennung zu bewirken, welche im Sanskrit durch den Wechsel von *v* und *m* gegeben ist (1 Dual. *vahâvahê*, 1 Plural. *vahâmahê*). Da sich die 1 Plur. Act. im Attischen und Ionischen zu *μεν* abstumpfte und im epischen Dialekt die volle Infinitivendung *μεναι* mit Abwerfung des schliefsenden Diphthongs ebenfalls diese Gestalt annahm, so dient wiederum der Gegensatz von *ο* und *ε* zur deutlicheren Scheidung von *ἔχομεν* und *ἐχέμεν*, die freilich auch durch den Accent schon angedeutet ist. Wichtiger aber sind einige Fälle, in denen das Griechische durch seinen Vocalismus das Sanskrit überflügelt: für *εἴχετε* und *εἴχετο* besteht im Sanskrit nur die eine Form *avahata*; ebenso wird im Perfectum, wo das Sanskrit gröfsere Verstümmelungen erleidet als das Griechische, die erste Person *γέγονα* und die dritte *γέγονε* durch das einzige *ǵaǵāna* vertreten. Im Aor. 1 hat zwar, wie wir schon sahen, das Sanskrit das *m* der ersten und das *t* der dritten Person (*adiksham* - *adikshat*) bewahrt und ist dadurch dem Griechischen überlegen; doch weifs dies von seinem Standpunkt aus den Mangel durch den Gegensatz von *ἔδειξα* und *ἔδειξε(ν)* wieder auszugleichen. Es ist überhaupt nicht ohne Bedeutung, dafs die Griechen im Perfectum und Aor. 1 das *α* als Bindevocal erhielten, den schwersten der drei verschwisterten Vocale. Das Perfectum ist durch Reduplication und vocalische Steigerung stark belastet; durch die Stärke des A-Lautes wird eine Art von Gleichgewicht wieder hergestellt, z. B. in *γεγόναμεν*, *λελοίπατε*, *πεποίθασι*. Das Sanskrit, in diesem Falle weniger auf Kräftigung der gefährdeten Laute

bedacht, liefs das *a* zu *i* herabsinken und gerieth dadurch in vielerlei Verstümmelungen. Formen wie *tatanima, ǵaǵanima* waren zu dünn um sich zu behaupten, sie gingen in *tênima, ǵênima* über, wie denn auch das Griechische ohne das schützende *α* Verkürzungen, wie die zu *πέποσθε* (*πεπόνθατε*) erlitt. Dasselbe Gefühl, dafs ein starker Stamm auch starker Endungen bedürfe, mag das *α* im Aor. 1 bewahrt haben. In einzelnen Fällen wird dadurch erst die Unterscheidung des ersten Aoristus vom Imperfectum möglich gemacht, z. B. *ἐκτείνομεν* und *ἐκτείναμεν, ἐφθείρομεν* und *ἐφθείραμεν.*

Die Geschiedenheit der drei kurzen Vocale begünstigt den im Griechischen so genau festgehaltenen Unterschied zwischen den Verben auf *μι* und denen auf *ω*. Während nämlich im Sanskrit, wo nur das eine bald lange bald kurze *a* erscheint, Verben mit stammhaftem A-Laut, wie *tishthâmi*, sich von denen der ersten Hauptconjugation (*bôdhâmi, tudâmi*) im Präsens gar nicht unterscheiden und daher auch von den indischen Grammatikern theilweise der ersten Klasse zugezählt werden, ist im Griechischen der Unterschied zwischen einem wurzelhaften Endvocal und dem Bindevocal unverkennbar. Diesem letzteren kommt nämlich der regelmäfsige Wechsel zwischen *ε* und *o* zu, im Optativ hat sich die feste Endung *οιμι*, im Particip *ων*, im Infinitiv *εμεναι* und *ειν* ausgebildet; dagegen sind die Wurzel-Vocale unbeweglich und nur quantitativem Wandel unterworfen. So ist also gleich an der Form das *o* von *δίδοτε*, das *ε* von *τίθεμεν*, das *α* von *ἱστᾶσι* als stammhaft erkennbar. Aus dem Bestreben den Charaktervocal möglichst treu zu bewahren erklärt sich auch die Bildung des Participiums. Weil man das *α* des Stammes *στα* nicht untergehen lassen wollte vor dem *ντ* der Endung, bildete sich *σταντ* und dies mufste mit dem *ς* des Nominativs *στάς*

geben. Denn nur der dumpfe O-Vocal pflegt das ς nach Ausfall von *ντ* zu überwinden und gänzlich zu verdrängen, z. B. *λέων, ἔχων*; die helleren Vocale *α, ε* lassen das ς unversehrt, z. B. *χαρίεις, ἀχάμας*. Doch war die Sprache sich so sehr des Unterschiedes zwischen dem *οντ* von *διδο-ντ* und dem von *λεγ-οντ* bewufst, dafs sie nach Analogie der andern Verba auf *μι* auch hier das ς bewahrte und so *διδούς* von *λέγων* scharf unterschied.

Mehr in das innere Leben der Verbalbildung dringt der im Inlaut namentlich liquider Verba herrschende Vocalwechsel ein, den man dem deutschen Ablaut verglichen hat. Es ist hier nicht der Ort diese Erscheinung im Ganzen zu besprechen. Allein auch der Wechsel von *ε α o* von *α η* und *ω* ist dabei von Wichtigkeit. Das Perfectum II liebt lange Stammsylben; daher wird aus *φυγ — πέφευγα*, aus *λαθ — λέληθα*, aus *πιθ — πέποιθα*, aus *δδ — ὄδωδα*. Eben dies Tempus läfst *o* an die Stelle von *ε* treten, z. B. *γέγονα* von *γεν, τέτοκα* von *τεκ, ἔφθορα* von *φθερ*, und in dem vereinzelten *ἔῤῥωγα* von *ῥήγνυμι ω* an die Stelle von *η*. Man kann daraus mit Recht schliefsen, dafs *o* schwerer als *ε, ω* schwerer als *η* ist. (S. Bopp Vergl. Gr. S. 832; de nom. Gr. form. p. 20.) Offenbar also hat sich hier das Griechische wiederum originell fortgebildet und ein Verhältnifs der Schwere zwischen den drei A-Lauten entstehen lassen. Im Perfectum war dieses Mittel einer geringeren Verstärkung besonders im attischen Dialekt wichtig, wo *η* als feststehende Dehnung von *α* eingetreten war. Das einzeln stehende *μέμηλα* wäre man nach der herrschenden Analogie eher versucht von einem Stamme *μαλ* als von *μελ* abzuleiten. Sinnig beugte das Griechische in allen andern Fällen solcher Verwechslung durch diese neue Steigerung (*ε* zu *o*) vor. Unregelmäfsig ist die Anwendung

des Vocals α in der Stammsylbe einiger Verba; er erscheint z. B. in ἔτραπον und macht die Unterscheidung vom Imperfectum ἔτρεπον möglich; in τέτραφα von τρέπω scheint er gewissermafsen zur Unterscheidung von τέτροφα (τρέφω) sich eingefunden zu haben. Wie ε zu ο, so verhält sich ει zu οι, daher also πιθ - πείθω - πέποιθα, λιπ - λείπω - λέλοιπα und εν zu ου, daher ἐλυθ - ἐλεύσομαι - εἰλήλουθα. Hier ist überall die Verstärkung des Perfects noch kräftiger, als die des Präsens oder des Futurums. Alles das wird nur durch jenen Vocalwechsel, den wir als ein auf griechischem Boden entsprossenes Gewächs zu betrachten haben, möglich gemacht.

Endlich bewährt sich die Trennung des A-Lautes in die drei Vocale noch bei den abgeleiteten (schwachen) Verben als sehr wichtig. Den drei Endungen αω, οω und εω steht im Sanskrit nur die eine *ajâmi* gegenüber. Die Spaltung derselben hat nicht blofs den Vortheil gröfserer Lautabwechslung, sondern sie wird auch öfters zur Unterscheidung der Bedeutung benutzt. Denn wenn auch Lobeck in seiner Anmerkung zu Buttmann's ausführl. Gr. Bd. II. S. 384 mit Recht leugnet, dafs sich ein fester auf eine Formel zurückzuführender Unterschied zwischen den Verben auf εω, αω und οω ausgebildet habe, so läfst sich doch nicht verkennen, dafs die Endung οω im Ganzen mehr zur transitiven oder causativen, εω mehr zur intransitiven, αω zu einer zwischen beiden in der Mitte stehenden Bedeutung sich hinneigt. Zwar benutzt die Sprache diesen Unterschied selten bei einem Worte, z. B. πολεμέω (führe Krieg) und πολεμόω (verfeinde), allein wie der Wortbildung aus dieser Dreiheit der Form ein grofser Gewinn entstand, ist leicht einzusehen. Die Scheidung hat aber auch noch einen andern Vorzug. Die Wörter auf αω mochten ihr α dann behaupten, wenn sie sich an Feminina auf α und η anlehnen konnten; die Endung οω kann

meistens auf Stammnomina der zweiten Declination zurückgeführt werden und auch im erhaltenen Zustande der Sprache lehnen sich die Verba noch an die ähnlichen Nomina an. Die Endung *εω* ist dagegen völlig indifferent und als die Schwächung des alten *ajami* zu betrachten. Offenbar wird aber die Deutlichkeit der Ableitung dadurch gefördert, dafs man bei *δηλόω, χρυσόω, στεφανόω, πτερόω* gleich an *δῆλος, χρυσός, στέφανος, πτερόν,* bei *τιμάω, βοάω, κομάω, χολάω* gleich an *τιμή, βοή, κόμη, χολή* denkt. Ein so enges Anschliefsen der Denominativa an ihre Nomina findet weder im Sanskrit noch im Lateinischen statt, wo die Verba auf *are* und *ire* nicht so deutlich das Stammwort erkennen lassen. Freilich schweift dann auch im Griechischen der Gebrauch über seine Gränzen hinaus und in freierer Bewegung fallen jene Ableitungen bald diesem, bald jenem Stamme zu [28]).

Weit würde es führen die Anwendung der Vocaltrennung in der Wortbildung zu verfolgen. Darum hier nur einige wenige Beispiele. Die beiden Wurzeln *ǵan* (erzeugen) und *ǵnâ* (wissen) lauten im Sanskrit so ähnlich, dafs z. B. das Perf. Med. von beiden völlig gleich lautet (*ǵaǵnê*). Indem *ǵan* sich im Griechischen zu *γεν - γί-γνομαι,* im Lateinischen zu *gen - gigno, ǵnâ* aber zu *γνω - γιγνώσκω,* lateinisch *(g)nosco* gestaltet, sind lautlich wie sachlich die Wörter völlig geschieden und können in ihrer mannichfaltigen Ableitung nie verwechselt werden. Die Inder haben ein doppeltes *pat,* das eine
ıtet *fallen, fliegen,* das zweite *herrschen;* indem
ıssischen Völker jenes zu *πέτομαι, ἵπταμαι, peto,*
πόσις, potis, potior ausbildeten, war jeder Ho-
le vorgebeugt. Die Wurzeln *dâ* (geben) und *dhâ*
) mochten zwar im Sanskrit durch die verschie-
ussprache des anlautenden Consonanten hinreichend
iden sein. Doch ist es jedenfalls ein Vorzug, dafs

sie unter den an bestimmte Färbung gewöhnten Griechen noch verschiedener, nämlich zu *δο* und *θε* sich entwickelten, so dafs nun *δίδωμι* und *τίθημι*, *δόσις* und *θέσις* u. s. w. sich gegenüberstanden. Da die Römer weder die dentale Aspirata bewahrt, noch eine bindevocallose Conjugation ausgebildet hatten, so fielen bei ihnen beide Verba zusammen. (S. Pott. E. F. II, 114; Bopp Vergl. Gr. S. 886; Benary's Lautl. S. 175.) Es bedurfte erst der Sprachvergleichung, um zu erkennen, dafs in *condere*, *abdere* nicht *dare geben*, sondern *dare setzen* (*τιθέναι*) enthalten sei. Scharfsinnig hat Weifsenborn (de gerundio et gerundivo p. 105) sogar im Gebrauche des einfachen *dare* eine Scheidung nachgewiesen, die sich auf diesem Wege erklärt. Offenbar hat das Griechische durch seine reichere Entwickelung die empfangenen Keime selbständig fortgebildet. Bei der neutralen Nominalbildung ist es ein Vorzug des Griechischen, dafs die alte Endung *as* sich in *ας*, *ος* und *ες* gespalten hat. Die beiden stärkeren Formen *ας* und *ος* hat hier die Sprache dem Substantivum, das schwächere *ες* dem Adjectivum zugewiesen. So erkennt man *γῆρας*, *γένος* sofort als Substantiv, *σαφές* als Adjectiv. Eigenthümlich ist die Benutzung der Lautspaltung in einigen zusammengesetzten Wörtern. Aus *πατήρ* (St. *πατερ*) wird *εὐπάτωρ* (St. *εὐπατορ*) aus *φρήν* (St. *φρεν*) *ἄφρων* (St. *ἀφρον*). Ich weifs hier den Wechsel nicht anders zu erklären, als aus dem Bestreben in der Zusammensetzung auch eine Modification der Endung eintreten zu lassen, was auch sonst so vielfach im Griechischen sich geltend macht.

Wir haben an einer einzigen, aber weit reichenden und tief in das Leben der Sprache nach allen Richtungen hin eingreifenden Erscheinung gezeigt, wie uns die Vergleichung die Besonderheiten der einzelnen Sprachen erst scharf und deutlich erkennen läfst. Diese Erschei-

nung war der Lautlehre entnommen. Auch in der besondern Gestaltung der Flexionen möchte es nicht schwer sein auf demselben Wege einen Blick in die Individualität des Griechischen und Lateinischen zu thun. Wir wollen hier nur eines der wichtigsten Unterschiede beider Sprachen gedenken, der ohne die Hülfe der Vergleichung nicht geahndet wurde. Diese wesentliche Verschiedenheit zeigt sich in der Bildung der Tempora und Modi. Alle Tempusbildung zerfällt in zwei Hauptclassen — in die einfache und die zusammengesetzte. Die einfachen Tempora sprossen aus der Wurzel hervor durch die blofse Verbindung des Verbalstammes mit den Personalendungen, z. B. *φη-μί, es-tis.* Die Vermittelung durch einen Bindevocal, die sich in *leg-i-mus*, oder die Verstärkung des Präsensstammes, die sich in verschiedener Weise in *vinc-i-tis, τύπτ-ε-τε, λαμβάν-ε-τε* zeigt, sind innerliche Bildungsmittel und können ebensowenig wie die Reduplication eine Zusammensetzung beurkunden [16]). Als Zusammensetzungen erscheinen dagegen Tempora wie *leg-eram = legi + eram*, *ἐλελοίπη = ἐλελοίπεα = λέλοιπα + ἔα (= ἦν)*, *πράξω* dor. *πραξίω = πραγ + σιω* oder *ἔσιω* (Fut. von *ἐς*). Alle diese Thatsachen, welche die vergleichende Grammatik erwiesen hat, dürfen hier nur als solche angeführt werden. Das Griechische nun unterscheidet sich dadurch wesentlich vom Lateinischen, dafs es viel mehr einfache Tempora erhalten hat. Zu dieser Classe gehören nämlich im Griechischen das Präsens, Imperfectum, Perfectum und der Aoristus II, im Medium auch noch das Plusquamperfectum, während das Lateinische nur das Präsens durchweg einfach bildet, im Perfectum Activi zwischen der doppelten Art schwankt: *cecid-i*, aber *scrip-si, dele-vi*, und im Futurum bald einen Modus (*legam*), bald ebenfalls eine Zusammensetzung eintreten läfst (*ama-bo, dele-bo, i-bo*). Die Modi wer-

den im Griechischen sämmtlich einfach, im Lateinischen dagegen mehrere durch Zusammensetzung gebildet, namentlich der Conj. Imperf., z. B. *legerem* = *leg-e* + *sem* (Conj. von *esse* = *essem*) und der Conj. Perf. *lēgerim* = *legi* + *sim*. Die letzten Gründe zu einer so weit reichenden Verschiedenheit sind wiederum in dem Lautsystem zu suchen. Das Lateinische hatte einen zu wenig ausgebildeten und beweglichen Vocalismus, um wie z. B. das Deutsche das eintretende Schwinden der Reduplication und das völlige Fehlen des Augments durch angemessene Lautsteigerungen zu ersetzen. Zwar konnte auf diesem Wege wohl *fēcit* von *facit*, *vīcit* von *vincit*, *fōdit* von *fŏdit* unterschieden werden, aber *dūcit* würde im Präsens und Perfectum gleichlauten, *lūdit*, *claudit*, *laedit*, *dīcit* wären in gleichem Falle. Es zeigte sich also das Bedürfnifs nach einer Umschreibung, und die Sprache befriedigte es, indem sie die ganz eigenthümliche Zusammensetzung der Verbalwurzel mit dem Perfectum des verbum substantivum *esi*, verkürzt *si*, eintreten liefs [37]). So entstanden die deutlichen Perfecta *lusit*, *clausit*, *laesit*, *dixit*. Daneben war wohl schon früher bei den abgeleiteten Verben, die in allen Sprachen früh zu Umschreibungen ihre Zuflucht nahmen, die andere Perfectform *ui* oder *vi* = *fui* entstanden, die dann ebenfalls weiter um sich griff und auch mannichfach an echte Wurzeln antrat, besonders da, wo wie in *colui*, *alui*, *genui* die Verbindung mit *si* zu hart gewesen wäre. Noch viel nothwendiger war ein solches Auskunftsmittel im Imperfectum. Dies Tempus konnte die lateinische Sprache geradezu nicht auf einfachem Wege erzeugen. Das Augment war verloren; die genaue Scheidung der Haupt- und der historischen Tempora, welche im Griechischen aufrecht erhalten wird, war zum Theil durch die Abneigung der Sprache gegen vocalische Endungen eben-

falls verschwunden; einem ἐστί steht *est*, einem λέγοντι *legunt*, dem ασι der dritten Pers. Plur. Perf. *erunt* gegenüber. Doch der Sprachgeist, der auf jede Weise nach Ausdruck ringt, schuf wiederum neue Formen. Von der Wurzel *fu*, die im Inlaut öfters zu *bu* sich umgestaltet (Skt. *bhu*, Griech. φυ, Ahd. *bi-m*), gab es ein altes mittelst Bindevocals gebildetes Imperfect *fuam*, das zu *eram* die nächste Analogie hat. Dies zu *bam* umgestaltete *fuam* ward zur Umschreibung benutzt, und so entstanden Imperfecta wie *legebam*, *audiebam*, *amabam*, wiederum eigenthümliche Erzeugnisse römischen Bodens.

Ein Feld, auf welchem sich der griechische Geist besonders schöpferisch bewährte, ist die Modusbildung. Gewifs ist es in der Beweglichkeit der griechischen Natur, in der Fähigkeit derselben zur Festhaltung der verschiedensten und verwickeltsten Gedankenverhältnisse begründet, dafs die Griechen mehr Modi ausgebildet und bewahrt haben, als irgend eine andere der Schwestersprachen. Zwar finden sich die Keime zu der doppelten Bildung des Conjunctivs und Optativs auch im Sanskrit. Allein zu fröhlicher Entwickelung gelangten sie erst unter griechischem Himmel. Die Durchführung des Präsens, des Perfects, des doppelten Aorists, des Futurums durch die Modi ist etwas den Griechen Eigenthümliches. Besonders haben die Griechen dadurch einen grofsen Vorzug, dafs sie diese Formen ohne Hülfe von Umschreibungen erzeugen. Durch die blofse Anwendung der einfachen Lautmittel wurde es möglich nicht nur aus dem reinen Stamme λαβ ein λάβω λάβοιμι dem verstärkten λαμβάνω λαμβάνοιμι gegenüber zu erhalten, sondern sogar aus dem ersten Aoristus ἔγραψα, der eigentlich eine Zusammensetzung aus der Wurzel γραφ und dem Imperfect von ἐς ἐσα ist, ein nachgebornes γράψω, γράψαιμι, γράψον zu erzeugen, ja dem ebenfalls schon zusammen-

gesetzten Futurum γράψω wenn auch nicht einen Conjunctiv, doch einen Optativ γράψοιμι und einen Infinitiv zur Seite zu setzen, was wiederum theilweise nur durch die Fülle des Vocalismus möglich war (γράψαιμι und γράψοιμι). Was wäre aber die Sprache eines Plato, eines Demosthenes ohne diese Fülle von Modusformen? Ja selbst jenes Urbild griechischen Geistes, der homerische Odysseus, wie sehr ist er dieser Gebilde benöthigt um seine Listen zu spinnen und seinen Sinn durch schlaue Worte zu verkleiden! Und wir sollten es verschmähen diese zu zerlegen, ihrem Ursprunge nachzuspüren und auf dem Hintergrunde des ganzen Stammes die besonderen Gestaltungen des griechischen Sprachlebens klar hervortreten zu lassen?

Es wäre ein Leichtes auch an der Wortbildung beider Sprachen charakteristische Unterschiede nachzuweisen, die uns nur durch die Vergleichung derselben unter einander und mit den verwandten Sprachen erkennbar sind. Doch ist es auf diesem noch wenig bebauten Felde schwer möglich die Thatsachen ohne weitläuftigere Erörterung festzustellen. Für einen Theil der Wortbildungslehre ist die Vergleichung des Sanskrit besonders interessant, obgleich sie noch wenig ausgebeutet ist. Ich meine die Zusammensetzung. Das Sanskrit ist überaus reich an Zusammensetzungen der mannichfaltigsten Art. Diese tragen aber zum Theil einen echt orientalischen Charakter schwülstiger Ueberladenheit [28]). Die griechische Sprache ist fast ebenso fähig zur Composition, wie das Sanskrit, aber sie hält ein gewisses, dem hellenischen Geiste so eigenthümlich eingeprägtes Maafs. Die indischen Compositionen mit den griechischen verglichen verhalten sich wie eine ephesische Artemis zu den reinen Gebilden eines Phidias. Jene sind oft eine Art von Räthsel, ein wüstes Geflecht von unveränderten Wortstämmen, die griechi-

schen Zusammensetzungen aber kunstreiche, wohlgegliederte und leicht übersehbare Ganze. Das classische Latein ist gegen die beiden Schwestersprachen in dieser Beziehung sehr arm.

So bietet uns die Sprachvergleichung von den verschiedensten Seiten her Stoff zur genaueren Einsicht in die Individualität der alten Sprachen. Das Griechische erscheint uns danach als vielbeweglich, nach mannichfaltiger Lautgestaltung strebend, voll feinen Sinnes für das Gleichgewicht und den Wohlklang der Laute, unerschöpflich in der Nutzung und Fortbildung des ererbten Gutes, hie und da weichlicher als die italische Schwester, aber eben so zäh im Festhalten wahrhaft bedeutsamer Elemente, als sinnreich in der Anwendung neu entstandener Unterschiede. Eine solche Sprache konnte nur einem viel redenden, allgemein gebildeten Volke angehören. Dagegen hat das Römische in seinen Lautgesetzen etwas Starres. Alterthümliche harte Lautgruppen werden treu bewahrt, aber feinere Unterschiede leichter aufgegeben; statt vielgegliederter Massen dünner Laute liebt es compactere Formen; ein Streben nach Stärke und Volltönigkeit ist nicht zu verkennen. Im Ganzen zeigt sich doch weniger Bewufstsein der sprachlichen Bildungen und daher weniger Durchsichtigkeit derselben. Die Sprache hat dem Charakter des römischen Volkes gemäfs etwas Feierliches und Ernstes in ihrem Klange; mit den neueren Sprachen theilt sie den Hang zur Kürzung der Formen und die Fähigkeit verlorene zu ersetzen, unterscheidet sich aber wesentlich von jenen dadurch, dafs diese Zusammensetzungen mehr zu organisch verbundenen, beweglichen Ganzen verwachsen. So stehen die beiden Schwestern da, beide gleich unabhängig von einander, beide vollbürtig, jede eine eigenthümliche Entwickelung des uralten Gemeingutes, jede ein lebendiges

Zeugnifs von der Natur ihres Volkes, wunderbare Werkzeuge für die Schriftwerke, an denen noch unser Geschlecht seinen Geist erhebt, seinen Schönheitssinn läutert.

Wir haben gesehen, dafs die historische Sprachvergleichung zu der Philologie weder in einem innern Gegensatze der Richtung steht, noch in der Art der Forschung wesentlich von ihr abweicht, dafs also der Unterschied nur in der Ausdehnung besteht. Es ist uns klar geworden, dafs durch die engere Verbindung beider beide nur gefördert werden können. Aber in Bezug auf die Art, wie das am besten geschehe, möchten sich Zweifel erheben. Man darf offenbar nicht beide Wissenschaften vermischen; die Grammatiken der alten Sprachen dürfen nicht Sammlungen von vergleichenden Untersuchungen werden. Es darf nicht das ohnehin schon starke Material der einzelnen Sprachen durch eine Masse fremder Elemente überladen werden. Wenn nach dieser Seite hin gefehlt worden ist, so ist das ein Zeichen, dafs man den Stoff noch nicht gehörig beherrschte. Die Durchdringung des Materials mufs eine innerliche sein. Es ist mehr werth, das durch die vergleichende Grammatik mit Sicherheit Erkannte auf die besondere Sprache anzuwenden, als fremde Wörter und Formen anzuhäufen oder sich in immer neuen Vermuthungen und gewagten Combinationen zu ergehen. Die Früchte jener Wissenschaft sollen der Grammatik der einzelnen Sprachen zu Gute kommen; nur das Feststehende verdient Berücksichtigung, die saure Arbeit des Zusammentragens gehört nicht dahin. Noch wichtiger aber ist es, dafs die Darstellung in einer allgemein verständlichen Weise geschieht. Kaum in der vergleichenden Grammatik selbst, geschweige denn in Werken, die nur Anwendungen derselben auf ein besondres Gebiet sein sollen, möchte es zweckmäfsig erscheinen, sich der Kunstausdrücke der Sanskritgrammatik zu bedienen.

Es war beim ersten Entstehen der Wissenschaft natürlich, dafs sie sich enger an die indische Grammatik anschlofs, aus der sie zunächst entsprungen war. Aber da sie sich jetzt so weit verzweigt hat, ist kein Grund vorhanden dieselben Ausdrücke beizubehalten. Und sollten wir vollends die Grammatik der alten Sprachen, die schon mit griechischen, lateinischen und deutschen Bezeichnungen angefüllt ist, noch durch Sanskritwörter buntscheckiger machen? Es ist durchaus wünschenswerth, dafs wir diesen Uebelstand, der nur dazu beitragen kann die neue Gestaltung der Grammatik bei den classischen Philologen in Mifsgunst zu bringen, abstellen und anstatt der ihnen unverständlichen allgemein deutliche Ausdrücke setzen. In der Lautlehre sind es namentlich zwei Bezeichnungen, die aus dem Sanskrit entlehnt sind, *Guna* und *Vṛddhi*. Beide gehen in den allgemeinen Begriff der Lautsteigerung auf. Doch würde allerdings dieser Name zu weit sein, weil er auch anderweitige Erscheinungen, z. B. die Verstärkung durch einen Nasal (Nasalirung) mit umfafst. Aber eine strenge Scheidung zwischen Guna und Vriddhi scheint für die Grammatik der alten Sprachen weder nöthig, noch zweckmäfsig zu sein. Wir haben schon oben erwähnt, dafs man unter der ersten Steigerung die Vorschiebung eines kurzen, unter der letzteren die eines langen A-Lautes versteht. So wird z. B. im Sanskrit *i* durch Guna zu *è* (*ai*), durch Vriddhi zu *âi*. Im Griechischen ist die Erscheinung des Guna sehr häufig; aus *ι* wird *ει, οι,* aus *υ ευ,* selten *ου*. Mit dieser Steigerung steht aber die von *ᾰ* zu *ᾱ* oder *η,* von *ο* zu *ω,* von *ε* zu *η* in so engem Zusammenhange, dafs sie von jener andern nicht wohl getrennt werden kann. Diese Erscheinungen treten ganz an demselben Platze ein. So wird im Präsens nicht blofs aus *λιπ λείπω, φυγ φεύγω,* sondern auch aus *ταχ τήκω;* im Perfectum sind *λέλοιπα, πέφευγα*

und λέληθα ganz analoge Bildungen. In der Wortbildung können λοιπός, ἀοιδός, πνεῦμα, ζεῦγος nicht als wesentlich verschiedene Bildungen von λήθη, φήμη, περιωπή, κλώψ (κλεπ) betrachtet werden. Dazu kommt nun noch, dafs in einzelnen Verben an die Stelle dieser Verstärkung die rein quantitative tritt, z. B. die von τρῑ̆β (ἐτρῑ̆βην) zu τρῑβω, von φρῡ̆γ (ἐφρῡ̆γην) zu φρῡγω, die von ὀδ zu ὄδωδα, die von μελ zu μέμηλα. Endlich haben wir oben gesehen, dafs sich an denselben Stellen auch noch im Griechischen die besondere Steigerung von ε zu ο eingefunden hat (τεκ-τέτοκα). Alle diese Erscheinungen bedürfen eines gemeinsamen Namens, und doch reicht der Name Guna nicht aus; denn nicht einmal die Erhebung eines ă zu ā ist im Sanskrit unter dieser Bezeichnung begriffen, sondern fällt dem Vriddhi anheim, obwohl sie selbst im Sanskrit sich sehr häufig da zeigt, wo sonst kein Vriddhi statthaft ist. Wo dagegen diese letztere Lautverstärkung eigentlich ihren Platz hat, bei der Ableitung aus fertigen Wörtern, da zeigt sich im Griechischen ebenfalls Guna, z. B. γλεῦκος von γλυκύς, ἔρευθος von ἐρυθρός, oder doch dieselbe Steigerung, die wir überhaupt als dem Griechischen eigen erkannten, z. B. in στώμυλος von στόμα, ὦα von ὄϊς, βῆσσα von βαθύς. Also offenbar ist die Scheidung dieser doppelten Steigerung im Griechischen unnöthig, weil sie nicht mehr in dieser Sprache lebendig ist. Wir können und müssen nach einem einzigen Namen suchen; und da möchten wir gut thun uns an die durch J. Grimm erfundene und seitdem wegen ihrer Zweckmäfsigkeit weit verbreitete Terminologie zu halten. Doch nicht so, dafs wir daraus einen Namen geradezu entlehnen. Der Umlaut, mit welchem Worte man früher wohl ähnliche Erscheinungen bezeichnete, hat durch Grimm eine völlig andere Bedeutung erhalten. Auch der Begriff des Ablautes entspricht

nicht [29]). Denn es liegt schon in dem Namen der Gedanke, dafs von einem Stammlaute ab sich ein mannichfaltiger Lautwechsel verzweigt habe. Der Ablaut ist eine regelmäfsig wiederkehrende Erscheinung; er erlangt erst seine wahre Bedeutung in einer Periode der Sprachentwickelung, in der die Reduplication schon abgestorben war. Es ist die grammatische Geltung für ihn etwas Wesentliches, wenn sie ihm auch nicht ursprünglich einwohnt. Die griechischen Vocalsteigerungen sind reine Verstärkungen, sie bezeichnen nicht bestimmte Verhältnisse und haben sich nicht zu irgend einem regelmäfsigen Wandel ausgebildet. Sie fallen durchaus dem phonetischen Elemente der Sprache anheim. Es möchte also passend sein den Namen des Ablautes für die germanischen Sprachen ausschliefslich zu behalten und für die griechischen Erscheinungen einen andern zu suchen. Und da bietet sich kein natürlicherer als der Name Zulaut; denn die Erscheinung ist ein reines Zunehmen, ein Steigern des Lautes. Das Wort Laut deutet schon an, dafs an eine vocalische Steigerung zu denken ist.

Wie wir in diesem Falle sahen, dafs die Einführung der indischen Namen in die griechische und lateinische Grammatik nicht blofs überflüssig, sondern unzweckmäfsig war, so ist auch in einem andern Theile eine Vermischung der indischen Grammatik mit der classischen durchaus nachtheilig. Die Verba pflegt man nach den im Sanskrit üblichen Classen einzutheilen. Die indische Eintheilung aber ist schon an und für sich so unzweckmäfsig für die vergleichende Grammatik, dafs Bopp von vorn herein eine Scheidung in zwei Hauptconjugationen vornehmen mufste, welche jene andere Eintheilung durchkreuzt. Dafs nun dadurch eine zwiefache Zählung üblich geworden ist, die nach ganz verschiedenen Principien vorgenommen wird, ist schon an und für sich ein Uebel-

stand. Aufserdem aber reicht diese Eintheilung für die alten Sprachen gar nicht aus; so finden die griechischen Verba, die im Präsens zur Verstärkung des Stammes τ einschieben, wie τύπτω, die lateinischen wie *vinco* (*vic*), *fundo* (*fud*), die welche einen Nasal und eine nasalirte Sylbe einfügen, z. B. λαμβάνω, die so häufigen Verba auf *sco* im Griechischen (μιμνήσκω, γιγνώσκω) und Lateinischen (*nascor*, *nosco*) in jener Eintheilung gar keinen Platz. Es zeigt sich also auch hier das Bedürfnifs nach einer neuen, dem Wesen der classischen Sprachen angemesseneren Anordnung. Ich habe eine solche an einem andern Orte ausführlicher darzulegen versucht [30]).

So würde es nicht schwer sein, auch andere Fälle aufzuzählen, in welchen eine allzu enge Verbindung des Sanskrit mit den classischen Sprachen nicht wünschenswerth ist. Bei immer klarerer Erkenntnifs der Sache und freierem Beherrschen des Stoffes wird sich von selbst das Eigenthümliche jeder einzelnen Sprache gegen falsche Vergleichungssucht geltend machen. Es wird auf diese Weise das jetzt noch vielfach verbreitete Vorurtheil der Philologen gegen die vergleichende Grammatik völlig schwinden und die Zeit wird kommen, in der es nur eine einzige, auf der Sprachvergleichung beruhende Behandlung der alten Sprachen geben wird. Dann wird erst die jetzt so oft verkannte Grammatik als würdiges Glied in das grofse Ganze der Alterthumswissenschaft eintreten. Dann endlich wird auch eine wahrhaft zweckmäfsige Anwendung auf den praktischen Unterricht möglich, ja unerläfslich sein, und namentlich wird wohl auf diesem Wege dem vielfach geäufserten Wunsche nach engerer Verbindung der Grammatik beider classicher Sprachen unter einander und mit der deutschen am besten abgeholfen werden können.

Anmerkungen.

1) (S. 6.) Den philosophischen Kern aus Wilh. v. Humboldt's Werk „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" sucht Dr. Max Schafsler geordnet zu entwickeln und zu beurtheilen in seiner Schrift „die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's, in systematischer Entwicklung dargestellt und kritisch erläutert" Berlin 1847. Das Bewundernswürdige an Humboldt's Forschung besteht wohl ganz besonders in der Art, wie die einzelnen Erscheinungen in den verschiedenartigsten Sprachen an allgemeine Ideen angeknüpft werden. Gerade in dieser Hinsicht sind seine kleineren Abhandlungen, von denen nur zwei im dritten Bande seiner gesammelten Werke wieder abgedruckt sind, neben dem erwähnten grofsartigen Hauptwerke vorzugsweise beachtenswerth. Aus der neuesten sprachvergleichenden Litteratur gehört dieser allgemeinen Sprachforschung Pott's inhaltreiches Werk an „die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile" Halle 1847 und „De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula. Scripsit H. Steinthal Dr." Berol. 1847. Durch die Fülle des Stoffes überbieten diese Werke wesentlich die oft wiederholten Versuche, von einigen wenigen unter einander verwandten oder sich doch sehr ähnlichen Sprachen aus zu allgemein gültigen Kategorien zu gelangen.

2) (S. 9.) Die historische Bedeutung der Sprachvergleichung ist nirgends treffender und schöner hervorgehoben als von Alexander v. Humboldt im Kosmos (Bd. II. S. 142 f.) „Verglichen unter einander und als Objekte der Naturkunde des Geistes betrachtet, nach der Analogie ihres innern Baues in Familien gesondert, sind die Sprachen (und dieses ist eines der glänzendsten Ergebnisse der Studien neuerer Zeit, der letztverflossenen sechzig bis siebzig Jahre) eine reiche Quelle des historischen Wissens geworden. Eben weil sie das Product der geistigen Kraft des Menschen sind, führen sie uns mittelst der Grundzüge ihres Organismus in eine dunkle Ferne, in eine solche, zu welcher keine Tradition hinaufreicht. Das vergleichende Sprachstudium zeigt, wie durch grofse Länderstrecken getrennte Völker-

stämme mit einander verwandt und aus gemeinschaftlichem Ursitze ausgezogen sind; es offenbart den Weg und die Richtung alter Wanderungen; es erkennt, den Entwickelungsmomenten nachspürend, in der mehr oder minder veränderten Sprachgestaltung, in der Permanenz gewisser Formen oder in der bereits fortgeschrittenen Zertrümmerung und Auflösung des Formensystems, welcher Volksstamm der einst im gemeinsamen Wohnsitze üblichen, gemeinsamen Sprache näher geblieben ist."

Um culturhistorische Resultate aus der Sprachvergleichung zu ziehen, ist es nöthig die Wortforschung, die von rein formellen Gesichtspunkten ausgehend sich leicht zersplittert, zu zusammenfassenden Darstellungen zu concentriren. Ein ausgezeichneter Anfang zu solcher Behandlung ist von A. Kuhn gemacht im Programm des Berliner Realgymnasiums von 1845 unter dem Titel „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker." Das Meiste von dem im Texte Angeführten findet sich dort erörtert und begründet. Möchte doch bald dem glücklichen Anfange eine Fortsetzung folgen! Die Veden, deren Haupttheil uns bald vollständig in der Bearbeitung Max Müller's vorliegen wird, verheifsen für Forschungen dieser Art noch reiche Ausbeute.

Uebrigens ist in Bezug auf die Gesittung der Völker die Abweichung von den übrigen ebenso zu beachten als die Uebereinstimmung. Davon hier ein Beispiel. Dafs die Griechen in ihren Wörtern für die Begriffe Bruder und Schwester von den Indern, Persern, Römern, Deutschen, Slawen und Kelten abweichen, während sie in fast allen andern Verwandtschaftsnamen mit ihnen übereinstimmen, kann nicht zufällig sein. Der Name *ἀδελφός*, echter und episch *ἀδελφεός*, *ἀδελφειός*, wird schon von alten Grammatikern richtig aus dem copulativen *ἀ* und *δελφύς* hergeleitet, bezeichnet also eigentlich nur den Bruder von derselben Mutter. Von dieser besondern Bedeutung gelangte das Wort erst allmählich zu der allgemeineren. Verbinden wir nun hiemit das bekannte athenische Gesetz, welches nur den *ἀδελφοῖς ὁμομητρίοις* die Ehe verbot, so dürfen wir es wohl als einen Charakterzug der Griechen betrachten, die Heiligkeit des geschwisterlichen Verhältnisses vorzugsweise aus der Abstammung von einer Mutter herzuleiten. Mit Recht weist Pott (Zählmethode S. 229) darauf hin, dafs die comparative Sprachforschung durch ihre andre noch zu wenig angebaute Hälfte die separative ihre Ergänzung erhalten müsse.

3) (S. 10.) Es ist auffallend, dafs die alte Meinung doch immer noch von Zeit zu Zeit wieder vernommen wird trotz der unwiderleglichen Auseinandersetzungen wie die Pott's im Artikel „Indogermanischer Sprachstamm" in Ersch und Gruber's Encyklopädie, und in der Vorrede zu den „etymologischen Forschungen" S. XXVIII. ff. und den treffenden Bemerkungen Lassen's in den „Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln" S. ſ ff.

4) (S. 11.) Auch im Griechischen gehören die Wörter für Kriegsgeräth meistens nicht zu dem ererbten Gute; wir könnten also Wörter wie *ἄχων*, *ἔγχος*, *σάκος*, *ξίφος*, *ἄορ*, *θώρηξ* mit demselben Rechte unlateinisch oder unsanskritisch nennen, mit dem man ***hasta***, ***scutum***, ***ensis***, ***gladius*** ungriechisch genannt hat. Die meisten dieser und ähnlicher Wörter sind eigenthümliche Bildungen aus Stämmen, welche Griechenland mit seinen Stammverwandten gemein hat, z. B. *ἄχων* und *ἔγχος* aus der W. *ἀκ* (*acuo*) mit dem Urbegriff der Schärfe. Das Wort *δόρυ* ist zu seiner dem Kriege angehörigen Bedeutung Speer offenbar erst von den Griechen erhoben. Denn was schon vom Standpunkt der griechischen Sprache aus wahrscheinlich sein mufste, dafs die Bedeutung Holz die ältere sei, bestätigt das skr. *dâru* (lignum) und seine Analoga im Slawischen und Keltischen (s. Bopp's Glossar. Sanscr. s. v. *dâru*). Das Wort hängt augenscheinlich mit *δρῦς*, goth. ***triu***, skr. ***dru-ma*** (arbor) zusammen. Genauer stimmt *ἰός*, Pfeil, zu skr. ***ishu-s***, ohne dafs wir jedoch berechtigt wären, mit Benfey sofort das *o* als Stellvertreter des *u* zu betrachten (Wurzellexik. I, 13). Besonnener ist die Annahme, dafs bei gleicher Wurzel die Griechen sich eines andern Wortbildungssuffixes bedienten als die Inder.

5) (S. 12.) Ich verweise in Bezug auf das Oskische auf meinen die wichtigsten Resultate zusammenfassenden Aufsatz in der Zeitschrift f. d. Altthsw. 1847. No. 49, 50, 61—63, wo die verdienstlichen Arbeiten von Lepsius, Peter und Theod. Mommsen ausführlich besprochen werden. Für die Erklärung der umbrischen Sprachreste ist seit Lassen's „Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln" nichts Wesentliches geleistet. In Grotefend's Werken über beide Sprachen ist viel Spreu unter dem Waizen. Ueber das Messapische, das uns in einigen kleinen Inschriften überliefert ist, vgl. das Bulletino archeologico Napoletano Dic. 1846 No. LXXII, 1, insbesondre aber Th Mommsen's Artikel „Iscrizioni Messapiche" in den Annali dell' Instituto archeologico, Vol. XX. (1848.). So verdienstlich die dort mitgetheilten paläographischen Erörterungen und sorgfältigen Sammlungen zur Lautlehre sind, so wenig kann

die Vermuthung, dafs diese uns völlig unverständlichen Bruchstücke die Sprache jener von Niebuhr gesuchten griechisch-barbarischen Urbevölkerung Italiens („popolazione ellenobarbara") enthalten, auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen.

6) (S. 13.) Da nirgends die Gefahr des Irrthums so nahe liegt wie bei der etymologischen Erforschung des Wörterschatzes, so ist es ungemein wichtig dafür sichere Grundsätze zu gewinnen. Es kommt dabei aber ganz vorzüglich auf zwei Punkte an.

Erstens sind die Gesetze des Lautüberganges zwischen den zu vergleichenden Sprachen auf das Peinlichste zu beobachten. Die Tafel, welche Pott Et. Forsch. I, S. 82 ff. aufgestellt und begründet hat, enthält das Wichtigste. Die dort gegebenen Gesetze haben sich auch für die beiden classischen Sprachen fast durchgängig bewährt, und obwohl eine in den besondern Stoff derselben eindringende, vom Einzelnen zum Allgemeinen besonnen fortschreitende Specialuntersuchung jene Gesetze wohl in manchen Punkten ergänzen könnte, müssen wir doch bis jetzt noch alle Vergleichungen, welche die von Pott gesteckten Gränzen überschreiten, mit entschiedenem Mifstrauen aufnehmen. Dies gilt namentlich von der Art, mit der Benfey in seinem Wurzellexikon seinen etymologischen Gelüsten zu Liebe die Laute behandelt. Ich will hier nicht die zahlreichen Fälle erörtern, in denen der gewandte Linguist durch die Annahme „einer Unregelmäfsigkeit, eines ungewöhnlichen Ueberganges" (z. B. von *v* in *p* I, S. 93), „einer kleinen Abweichung, einer unorganischen Gestalt," einer „mehr zufälligen, subordinirten Vertretung" (S. 143) sich zu helfen weifs. Einen überaus häufigen Gebrauch macht derselbe von dem skr. *ksh*, um griechische Wörter mit σσ, ττ, πτ, κτ, φθ, φ, γ, χ, κ mit sanskritischen zu vermitteln. Allein vergebens sucht H. B. in der hall. Literaturzt. Ergänzgsbl. 1838 S. 316 so auffallende Lautenstellungen durch ganz äufserliche Vergleichungen zu beweisen. Denn wenn z. B. *oculus* und das dem Dual ὄσσε zum Grunde liegende Thema ohne Weiteres dem skr. *akshi* verglichen wird, so ist dabei die Frage vermieden, ob denn nicht der einfache Laut *k*, der sich im Lithauischen, Altslawischen, Gothischen und Lateinischen zeigt, ursprünglicher sei als der Doppellaut *ksh*, der dem Sanskrit ausschliefslich angehört; aus einem nach Analogie des lith. *aki-s* vorauszusetzenden ὀκι-ς läfst sich ὄσσε für ὀκιε (vgl. ἥκιων-ἧσσων) trefflich erklären und wir brauchen dann nicht mit demselben Gelehrten in ὄσσε, das er durch Verderbung aus ὀσσεε entstanden glaubt, den Wegfall eines ε anzunehmen. So werden auch in den

analogen Fällen Diejenigen, welche es auffallend finden, dafs das den Griechen sehr beliebte ξ in eine solche Masse anderer Laute willkürlich umspringen sollte, mit Pott die einfachste Gestalt der Wurzel, also z. B. *φαγ* nicht *bhaksh* (Et. Forsch. I, 271), *ὑγ* (*ὑγρός*) nicht *uksh* für die ursprünglichste halten, und der Meinung sein, dafs diese im Griechischen oft unverändert bewahrt oder eigenthümlich verändert sei, während sie im Skt. nach andern Neigungen sich durch hinzugefügtes *s* umgestaltete. Ueber die verwandten Präsensbildungen auf *σσω* vgl. Sprachvergl. Beitr. I, S. 99 ff., Sonne, Epilegomena zu Benfey's Wurzellexikon (Wismarsches Programm von 1847) S. 28 u. S. 46 ff.

Der zweite Punkt auf den es ankommt ist eine richtige Einsicht in das Wesen der Wurzeln. Auch hierüber hat Pott die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt; die lehrreichen Erörterungen in den Et. Forsch. I, S. 145 ff. werden noch vielfach ergänzt und erläutert in der trefflichen Recension von Benfey's Wurzellexikon, Berl. Jahrbücher Oct. 1840. Insbesondre ist der dort ausgeführte Begriff der Wurzelvariation von tief eingreifender Wichtigkeit; eine grofse Masse leichtfertiger Annahmen ist dadurch widerlegt. Sehr beachtenswerth ist aber auch der Wink, welchen Pott dort gibt, dafs eine völlige Trennung der subtilen Untersuchungen über die Verwandtschaft der Wurzeln untereinander (der primären und secundären Wurzeln) von der Ermittelung der Wurzeln selbst rathsam sei. Die Erforschung der einzelnen Sprachen hat es meist nur mit der letzteren Arbeit oder mit dem Abschälen der Form von der reinen Materie (Wurzel) zu thun. Für sie ist also z. B. *ἑρπ* = *serp* die letzte bedeutungsvolle Einheit; ob dieses *ἑρπ* = *serp* (skr. *sṛp*) etwa noch, wie nicht unwahrscheinlich, aus einer kürzeren Form (skr. *sṛ*) hervorgegangen sei, diese Untersuchung mufs sie ausschliefslich der vergleichenden Grammatik überlassen.

7) (S. 15.) Diese Auffassung des Vocativs, welche Mehlhorn (griech. Grammatik S. 166), ich weifs nicht aus welchem Grunde, bezweifelt, hat auch R. Jacobs in der Zeitschrift f. Gymnasialwesen (Bd. I, Heft 2, S. 96) zu der seinigen gemacht.

8) (S. 16.) Göttling (Accentlehre S. 32) erklärt den Accent von *ἐπιλέγον* aus dem Streben nach analoger Gleichförmigkeit mit dem Masculinum. Das reicht aber nicht aus, denn warum hiefse es nicht auch *εὐῆθες* im Anschlufs an *εὐήθης*?

Das im Text Vorgebrachte macht Mehlhorn's §. 162, Regel 3 verständlich, warum nur die zusammengesetzten Barytona mit kurzer Endsylbe im Vocativ Proparoxytona sind, nämlich weil nur bei

ihnen eine Neigung zur Betonung der vorderen Sylben vorhanden war, darum also *Ἀγάμεμνον*, *Ἀριστόγειτον*, aber *Ἀρετᾶον*, *Ἴασον*. Freilich gibt es aber auch hier Ausnahmen, wie *Ἑλπῆνορ*, *προπάτορ*; allein bei den mit *φρήν* zusammengesetzten Wörtern, die Mehlhorn als Ausnahmen anführt, wird es recht deutlich, dafs der eigentliche Grund der Regel in dem Bestreben lag, den ersten Theil eines Compositums wo irgend möglich durch den Accent hervorzuheben; das geschah schon hinreichend in *κακόφρον*, *βαρύφρον*, hier war also gar keine Veranlassung den Accent noch weiter vom Ende zurückzuziehen, so wenig wie in *ἀπόδος*, *ἐπίθες*. Auch der Accent von *νοσῶδες* hat nichts Auffallendes, weil in dem *ω* der Endvocal des ersten Wortes verborgen liegt (*νοσό-ειδες*).

Wie in den besprochenen Fällen der Compositionsaccent trotz des Nominativs hervorbricht, so tritt er auch in mehreren Femininen vom Masculinum unabhängig auf, z. B. *μυρόπωλις*, *ἄκοιτις* trotz *μυροπώλης*, *ἀκοίτης*, was darauf hindeutet, dafs diese Endungen zu den entsprechenden männlichen keineswegs in dem Verhältnifs der Ableitung stehen.

Am meisten befremdet die Betonung der Comparative und Superlative der seltneren, gleichsam mehr lateinischen und deutschen Prägung (Bopp Vergl. Gr. §. 298, Grimm deutsche Grammatik Th. III, S. 649 ff.). Die Comparative auf *ιων*, *ιον* und die Superlative auf *ιστος* ziehen den Accent so weit wie möglich zurück. Es fällt auf, dafs dem oxytonirten Positiv *ἡδύς ἥδιον*, *ἥδιστος* gegenübersteht. Die Abweichung findet aber darin wenn auch nicht ihre Erklärung doch eine Art von Erläuterung, dafs diese Bildungen überhaupt ihren Positiven ferner stehen, weshalb Buttmann (Ausführl. Gr. I, S. 265) vermuthete, *αἰσχίων* sei nicht durch Unterdrückung des *ρ* aus *αἰσχρό-ς*, sondern aus *τὸ αἶσχος* entstanden. Auch im Sanskrit entfernen sich mehrere der entsprechenden Comparative erheblich von ihren Positiven: *dravîjas* z. B. geht offenbar auf ein andres Thema als der Positiv *dûra-s* zurück. Das hohe Alter der Betonung dieser Formen läfst sich darnach ermessen, dafs im Sanskrit gerade in denselben Fällen der Accent vom Ende zurücktritt (Böthlingk Versuch üb. den Accent S. 13).

Ein merkwürdiges Beispiel davon, dafs der Accent gleichsam im Schatten das Abbild eines älteren organischeren Sprachzustandes bewahrt, ist von Ahrens (d. dial. dor. p. 28 sqq.) in den dorischen 3 Pl. *ἐλέγον*, *ἐτύπον*, *ἐφάσαν* nachgewiesen. Der conservative Stamm erhielt solche Formen als Paroxytona von einer Zeit her, da noch das uralte *ντ* hier unverstümmelt gesprochen wurde,

eine Thatsache, die uns einen Fingerzeig für die älteste Geschichte der griechischen Sprache geben kann; denn sie beweist, dafs das eigenthümlich griechische — dem Skt. z. B. gänzlich fremde — Accentgesetz, welches bei langer Ultima der Antepenultima den Accent versagt, schon zu einer Zeit sich ausgebildet hatte, in der man noch den Doppelconsonanten *ντ* am Ende zu sprechen vermochte. Denn als Mittelstufe zwischen dem skr. *átupan* (*t*) und dem dor. *ἐτύπον* müssen wir *ἐτύποντ* voraussetzen.

9) (S. 16.) Die in meinen Sprachvergleichenden Beiträgen Bd. I, S. 67—118 durchgeführte Ansicht über die Natur jener Präsensverstärkungen hat mehrfache Beistimmung erfahren, während andrerseits Einwendungen dagegen gemacht sind. In der Beurtheilung jener Schrift in der Zeitschr. f. Gymnasialwesen Hft. 1 S. 151 nimmt H. Gottschick Anstofs daran, dafs ich *φαίνω, τείνω, βάλλω* nicht als blofs phonetische Erweiterungen der Wurzeln *φαν, τεν, βαλ* behandelt habe. Allein wenn es feststeht, dafs diese Formen nach den unwiderleglichsten Analogien (*ἀμείνων, μᾶλλον*) aus der Verbindung der Wurzel mit der Endung *ιω* entstehen konnten und dafs dies *ιω* = skr. *jâmi* eine im Schatze der indogermanischen Spraehen vorhandene Form zur Bildung des Präsens war, so ist jene, zuerst von Bopp aufgestellte Erklärung wohl nicht zu bezweifeln, zumal die blofs phonetische Erweiterung von *α* zu *αι* immer zu den seltnen und zweideutigen Fällen gehören, die blofs phonetische Erweiterung von *λ* zu *λλ* aber ebenfalls hinlänglicher Analogien entbehren würde.

Von einem sehr verschiedenen Standpunkt aus hat H. Benfey meine Darstellung verworfen (Gött. Anz. 1847 St. 50). Er hält einen grofsen Theil jener Erweiterungen für Nominalsuffixe, nimmt also z. B. an, dafs *δείκνυμι* aus einem Nomen *δεικνυ-ς* hervorgegangen sei, während *δείξω, ἔδειξα* rein verbaler Natur wären. Diese Ansicht scheint mir immer noch zulässiger als die, welche aus jenen Sylben pronominale, man sieht gar nicht zu welchem Zweck eingefügte, Füllstücke macht, allein es wird einem Jeden doch auch ein gewisses Befremden sich dabei aufdrängen. Dafs zwischen den Bildungslauten des Präsens und den bei der Nominalbildung gebrauchten Suffixen eine Art von Verwandtschaft stattfinde ist ein nahe liegender Gedanke. Allein wenn wir erwägen, dafs in der frühesten Zeit indogermanischer Formenbildung — und einer solchen gehört jene Präsensverstärkung augenscheinlich an — die Stämme der Nomina und Verba überhaupt noch nicht so scharf von einander geschieden waren, wie später, so scheint es mifslich,

das Eindringen ausgeprägter Nominalformen in den Bau des Verbums anzunehmen. Eigentliche Denominative sind meistens spätere Bildungen von schwächerer und besonderer Natur. Sollte daher in der That, wie H. Benfey will, zwischen der W. *pat* (Präs. *patjâmi*) und dem Nomen *pati-s* (Herr) ein näheres Verhältnifs stattfinden, so ist es gewifs gerathener Beides als coordinirte Ableitungen aus dem ursprünglichen *pâ*, nicht aber jenen Verbalstamm als ein entstelltes *pati* zu betrachten. Wenn, wie Pott Et. F. I, S. 166 ff. so deutlich gezeigt hat, ursprüngliche Wurzeln durch *s*, *p* und andre, sicherlich nicht auf Nominalbildungen zurückweisende, Consonanten sich erweitern konnten, so dürfen wir ihnen wohl das Recht nicht streitig machen, sei es blofs für das Präsens, sei es für die ganze Conjugation sich mit solchen Lauten zu bekleiden, die aufserdem auch zur Bildung der Nomina verwandt werden, z. B. *n*, *t*. Was insbesondere das *n* oder den nasalen Zusatz überhaupt betrifft, so zeigt sich dieser so mannichfach im In- und Auslaut nominaler und verbaler Formen, dafs wir ihn gewifs mit dem Zulaut (Guna) und der Reduplication als ein phonetisches Verstärkungsmittel betrachten dürfen. Und wenn in der That *jungo* zu *jug*, *scindo* zu *scid* sich ähnlich verhalten wie ζεῦγος zu ζυγ und goth. *skaidan* zur W. *skid*, so können wir schwerlich in ζεύγνυμι und σχίδνημι (skr. *junaǵmi* und *ḱhidnâmi*) den Sylben *nu* und *na* einen andern Ursprung anweisen. Die Einheit sämmtlicher nasaler Erweiterungen, die ich in meinen Sprachvgl. Beitr. I, S. 53 ff. zu erweisen suchte, ist der Punkt auf den es ankommt. H. Benfey versucht nicht, diesen anzufechten und auch Schleicher (im Rhein. Mus. 1846 S. 273) pflichtet mir, bei einer übrigens etwas abweichenden Ansicht, hierin bei.

Eine ausführlichere Erwägung der Benfeyschen Auffassung verspare ich lieber bis auf die Zeit da H. Benfey die vollständigere Entwicklung derselben, die er verheifst, gegeben haben wird.

10) (S. 18.) S. meine Schrift de nominum Graecorum formatione p. 40.

11) (S. 18.) S. Bopp's Vergl. Gr. § 128, 146, de nom. form. p. 32.

12) (S. 18.) Pott Et. Forsch. II, 551, de nom. form. p. 15.

13) (S. 19.) Diese Lehre, ein unmittelbares Ergebnifs der zuerst von Pott im zweiten Bande der Et. F. unternommenen ausführlichen Vergleichung der Nominalsuffixe, habe ich in der erwähnten Schrift de nom. Gr. form. durchzuführen versucht. H. Dietrich, dem ich für die lehrreiche und eingehende Besprechung des wenig ausgebeuteten Thema's in der Zeitschr. f. Altthsw. 1846 No. 68—70

sehr dankbar bin, hat mir in Bezug auf meine Grundansicht nicht ganz beigestimmt. Vielleicht sagt ihm meine Behauptung in der jetzt gewählten Form mehr zu. Wer könnte es unbedingt leugnen, dafs zwischen den einzelnen Suffixen gleich anfangs gewisse feine Unterschiede gewesen seien? Es ist nicht unmöglich, dafs einige z. B. *as*, *man* mit ihren Sippen mehr etwas Neutrales, andre z. B. *tar* etwas entschieden Thätiges andeuteten. Ob wir darüber je zu einer bestimmten Ansicht gelangen können steht dahin. Mir lag aber von Anfang an das am Herzen, dafs jene abgetretenen Kategorien der nomina agentis u. s. w. nicht ursprünglich der Sprache einwohnten, dafs sie vielmehr zu diesen Unterschieden auf eigenthümlichen Wegen erst allmählich gelangte. Beistimmend äufsert sich über diesen Punkt H. Schweizer in Mager's pädagogischer Revue Jan. 1847 S. 39 ff., wo auch einzelne für die Untersuchung wichtige Redeformen besprochen werden. „Der stärkste Grund, schliefst H. Schweitzer, für die Ansicht unsers Verf. möchte darin liegen, dafs ausgemacht im Indischen z. B. mehrere Gestaltungen eines Verbalstammes neben einander bestehen, die ohne grofsen Unterschied oder gar unterschiedlos sind in Rücksicht ihrer Bedeutung und erst in griechischer Zeit zu bestimmten Zwecken ausgeschieden sind."

14) (S. 20.) Sonderbarer Weise finden sich in einigen neueren sprachvergleichenden Schriften die Wörter „dialektisch", „mundartlich" wieder in ganz ähnlichem Sinne gebraucht, wie vordem, da man so oft mit der Annahme eines Aeolismus, Dorismus Lautübergänge zu rechtfertigen wähnte, die keine innere Gewähr für sich hatten. So steht z. B. nach Benfey (Wurzellexk. I., 142) dialektisch ἦτορ für ἦπαρ, in χοῖνιξ οι dialektisch für ο (S. 185), das φ in φαλαχρὸς für ψ wie im äolischen φίττα für ψίττα (S. 174). Vorzüglich wichtig ist eine genaue Beachtung und sorgfältige Erforschung der Dialekte für die Lehre vom Digamma geworden, die dadurch und durch die Vergleichung der verwandten Sprachen erst einen festen Boden gewonnen hat. H. Benfey freilich verfährt auch hier mit der Willkür, die sein ganzes Buch erfüllt. Ohne Rücksicht auf den historischen Nachweis dieses Lautes setzt er denselben überall voraus, wo er ihm gelegen ist, z. B. I. S. 89 mit der naiven Wendung „wir geben ihm (dem Worte ὄχθος) also Digamma als Anlaut", „wir machen *Fάλσος* zur Grundform" (S. 81), womit auch *Fάγαν* S. 88 zu vergleichen ist. So wird auch ἀρέσκω, das mittelst ἤραρον (Od. δ, 777) und ἄρσα (Il. A, 136) sich deutlich an W. ἀρ (ἀραρίσκω) anschliefst, S. 322 mit *F* versehen,

Auf diese Weise steigt dann freilich die Anzahl der digammirten Wörter bis zu 653, die man am Schlusse des Werks in einem besondern Index zusammengestellt findet.

15) (S. 21.) S. meine Beiträge zur griechischen Etymologie im Rhein. Museum 1845 S. 242 ff.

16) (S. 22.) Die Holtzmannsche Schrift, die mir leider weder bei der ersten Auflage dieses Buches, noch bei der Ausarbeitung meiner „Sprachvergleichenden Beiträge" bekannt war, hat das entschiedene Verdienst eine Reihe von Erscheinungen insbesondre der germanischen Sprachen durch die Berücksichtigung des Accents in ein ganz neues Licht gestellt zu haben. Indefs möchte der scharfsinnige Verfasser doch vielleicht darin zu weit gegangen sein, dafs er in dem Wechsel des Accents geradezu die causa movens des Lautwandels erblickt. Da wir doch immer noch fragen müfsten, warum denn der Accent in dieser Weise wechselt — was doch auch seinen Grund haben mufs — so ist es wohl rathsamer beide Erscheinungen als coordinirt zu betrachten. Nicht weil der Accent in *dvêshmi* die erste, in *dvishmás* die Endsylbe trifft, hat die Stammsylbe dort *ê* hier *i*, sondern indem dies geschieht. Der wahre Grund beider Erscheinungen mufs in etwas Drittem gesucht werden. In demselben durch Klarheit und Schärfe ausgezeichneten Buche sucht der Verf. das Guna als einen durch folgendes *a* geweckten Umlaut zu erklären, wogegen schon von Benfey in den Gött. Gel. Anz. 1846 St. 82 ff. erhebliche Einwendungen gemacht sind. Ein sehr bedenklicher Umstand ist, dafs jenes *a*, das überall als der Grund der Lautveränderung angenommen wird, oft, z. B. in *dvhêṣmi* (W. *dvish*), gar nicht wirklich folgt, sondern blofs vorausgesetzt wird. Noch mehr aber vermifst man die Berücksichtigung der Nominalbildung. Woher stammt denn das Guna z. B. in *ǵêtum* (W. *ǵi*), *bhavitum* (W. *bhû*), in *sêtu* (W. *si*), wo doch das *u* der Endung durch die Sprachvergleichung sich als uralt erweist? Und wenn wir dieselbe Lautsteigerung vom Sanskrit unabhängig in neueren Sprachen z. B. im Nhd. im Gegensatz zum Mhd. hervortreten sehen z. B. *Weib* für *wip*, so ist da doch sicherlich kein nachfolgendes *a* Urheber der Erscheinung. Gibt es aber überhaupt eine Erhebung von *i* zu *ai* (skr. *ê*) und von *u* zu *au* (skr. *ô*), die nicht auf einem Umlaut beruht, sondern organische Lautsteigerung ist, so steht nichts im Wege auch im Skt. das Guna als solche zu betrachten, und wir würden dann aller der zum Theil sehr künstlichen und doch nicht ausreichenden Mittel überhoben sein, durch die H. H. seine Hypothese zu unterstützen sucht.

17) (S. 24.) Ueber den Accusativ hat Madvig in seiner lateinischen Grammatik und den „Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre" eine eigenthümliche Ansicht aufgestellt, wogegen ich schon in der Zeitschr. f. Alterthsw. 1845 No. 37 einige auf der Form dieses Casus beruhende Bedenken erhoben habe. Für Hrn. M. ist der Accusativ nichts als das Wort ohne weitere Bestimmung. Die Endung, in ihrer ältesten Gestalt *m*, die sich an Consonanten durch ein vermittelndes *a* anschliefst, ist für ihn ein blofs „euphonischer Nachklang," der sich im Plural (*ns*) mit dem Pluralzeichen *s* verbunden habe. Da aber in unserm Sprachstamm durchaus keine Abneigung gegen vocalischen Auslaut stattfindet, so sieht man doch in der That nicht ein, warum die Sprache, wenn sie „nichts als das Nomen selbst" geben wollte, statt wie im Vocativ den nackten Stamm zu gebrauchen, jenen völlig zwecklosen, mehr störenden als fördernden Zusatz hinzugefügt und diesen sogar oft mittelst eines Bindevocals gleichsam in zärtlicher Besorgnifs vor Verdunkelung geschützt haben sollte (*pad-a-m, ped-e-m*). In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der lateinischen Grammatik (S. X.) hebt H. M. aufs Neue hervor, dafs aus jener angeblich zeichenlosen Form erst allmählich bei Masculinen und Femininen der Nominativ hervorgegangen sei, während im Neutrum der ältere Zustand der Indifferenz sich von Alters her erhalten habe. Aber aus der Accusativform (skr. *plava-m* = gr. *πλόον*) wird der Nominativ (skr. *plava-s* = gr. *πλόος*) nicht abgeleitet werden können, weil *m* nie in *s* übergeht. Beides sind unstreitig coordinirte Beugungen des Stammes (skr. *plava* = gr. *πλοο*). Das *s* des Nominativs hat Bopp (Vergl. Gr. §. 134) mit grofser Wahrscheinlichkeit aus dem Pronomen *sa* (dieser) = gr. *ὁ* erklärt. Wie dies Pronomen das scharfe *s* nur den persönlichen Geschlechtern zukommen läfst, im Neutrum (*tat*) aber zu einem andern Laute greift, so mufsten die Neutra überhaupt ihren Nominativ anders bilden. Die Neutra, welche ja von den Attikern in der Mehrzahl nicht als eine wirkliche Mehrheit von Subjekten betrachtet wurden, treten im indogermanischen Stamme nicht als eigentliche Subjekte hervor, sondern tragen entweder selbst im Nominativ das accusativische *m* an sich oder lassen die nicht charakterisirte Stammform in beiden Casus eintreten (vgl. oben S. 15). Das *m* des Accusativs möchte ich lieber für ein symbolisches, die Abhängigkeit andeutendes Zeichen als für einen hinzugetretenen Pronominalstamm (Bopp Vergl. Gr. §. 156) halten. Auf einen Unterschied dieses Casuszeichens von den Endungen der übrigen casus

obliqui deutet auch der Accent bei einsylbigen Wörtern; es kann nicht zufällig sein, dafs wie S. 22 erwähnt wurde, das Sanskrit mit dem Griechischen gemeinsam im Genitiv und Dativ solcher Wörter die Casusendung und nur im Accusativ den Wortstamm betont. Es wird erlaubt sein diese Thatsache mit der mehr hervorstechenden Bedeutung des Genitivs und Dativs, wozu im Sanskrit noch der Instrumentalis und Locativ kommen, und der das Wort weniger scharf modificirenden des Accusativs in Verbindung zu bringen. Gewifs dürfen wir auch die Abneigung der Neutra gegen die Betonung der Endsylbe als eine verwandte Erscheinung vergleichen (Göttling Accentlehre S. 230 ff. u. S. 253). Das Wahre an Madvig's Ansicht scheint mir darin zu liegen, dafs der Accusativ der Casus der allgemeinsten Abhängigkeit ist, während die übrigen casus obliqui ein viel bestimmteres, und zum Theil wenigstens gewifs ein auf einer sinnlichen Vorstellung beruhendes Verhältnifs bezeichnen.

18) (S. 24.) S. Sprachvergl. Beitr. I, S. 137 ff.; Zeitschr. f. Gymnasialwesen Jahrg. I, Heft 4, S. 100 ff.

19) (S. 24.) S. d. Zeitschrift f. Althsw. April 1845 No. 37 ff.

20) (S. 25.) Insbesondere versprechen auch für die Partikeln die Veden Ertrag zu gewähren. Zwei der wichtigsten *γε* und *κεν* haben schon in *ghа* und *kam* ihre indischen Verwandten gefunden. Das erstere wird im Vedadialekt in ganz ähnlicher Weise wie *γε* bei Homer besonders in der Verbindung mit Pronominen gebraucht; über *kam* ist Kuhn in der hall. Litteraturz. Nov. 1846 No. 250 zu vergleichen. Derselbe Gelehrte macht es in der Zeitschr. f. Sprachwissenschaft Bd. II, Heft 1 S. 175 sehr wahrscheinlich, dafs *jât* im Rigveda einigemal als Partikel zu nehmen sei, welche nach Form und Bedeutung genau dem griechischen *ὡς* entspreche und eigentlich ein Ablativ des Relativpronomens sei. Dadurch würde denn die Erklärung von *ὡς* bestätigt, die ich im Rhein. Museum 1845 S. 248 gegen Benfeys unbegründete Voraussetzung, *ὡς* sei aus *ἕως* verstümmelt (Wurzellexik. I, 402), vertreten habe.

21) (S. 29.) Das Verhältnifs der Form zur Bedeutung ist einer der wichtigsten Punkte in aller Sprachforschung und doch ein Punkt der bisher noch nicht die verdiente gründliche Erwägung gefunden hat. In den sprachvergleichenden Schriften hat sich meistens das Bestreben geltend gemacht, gleichsam zur Ehre der Sprache das rein phonetische Element in derselben — welches ganz wegzuleugnen wohl niemand gewagt hat — in möglichst enge Grenzen

einzuschliefsen. Dieser herrschenden Ansicht gegenüber habe ich in meinen Sprachvergl. Beitr. I, S. 7 ff. der blofs lautlichen Bewegung einen etwas weiteren Einflufs zuschreiben zu müssen geglaubt. In der Beurtheilung meines Buches im Rhein. Mus. 1846 S. 272 f. gibt H. Schleicher einige beachtenswerthe theils beistimmende, theils widersprechende Andeutungen über diesen Punkt. Gewifs behauptet H. Schl. mit Recht, dafs es in der Sprache einen Trieb gibt, der in unzertrennbarer Einheit Form und Bedeutung schafft. Den Satz, welchen er bestreitet, dafs die Sprache eine anfangs bedeutungslose Fülle geschaffen habe, welcher erst später Bedeutung ward, habe ich in dieser Allgemeinheit nirgends ausgesprochen. Ich stimme Hrn. Schl. darin vollkommen bei, dafs die Sprache, immanente Gesetze verwirklichend, Form und Bedeutung zugleich realisirende Gestaltungen erzeugt. Aber ich bezweifle, dafs alle Gestaltungen der Sprache von dieser Art sind; ich bezweifle, dafs Form und Bedeutung überall unzertrennlich sind, dafs durchweg mit dem Einen das Andre gesetzt ist. Das phonetische Element erweitert sich öfters ohne dafs damit unmittelbar eine Veränderung der Bedeutung gegeben wäre; solche Erweiterungen aber, neben denen dann nicht selten die ursprüngliche Form stehen bleibt, erzeugen Varietäten der Form, die später oft auch Varietäten der Bedeutung werden. Ich erinnere hier nur an das S. 40 gegebene Beispiel. Die Trennung von *ἐχόμεθα* und *ἐχόμεθον* war gewifs ursprünglich so gut wie die von *ἐχόμεθα* und *ἐχόμεθεν* eine rein phonetische, ward aber dann zur Scheidung des Plurals vom Dual benutzt. Aber auch die skr. Endung der 1 Dual. *vahê* ist wohl nur eine Variation von dem *mahê* der 1 Plur., und es möchte wohl niemand behaupten wollen, dafs in dem *v* wirklich ein an sich bedeutungsvolles Zeichen des dualischen Verhältnisses liege (vgl. *vajam* Plur. = wir). So halte ich *πένθος* für eine aus rein lautlicher Neigung hervorgetriebene Nebenform von *πάθος*. Ein Unterschied bildete sich z. B. zwischen *βένθος* und *βάθος* nie, wohl aber wurde ein solcher zwischen *πένθος* und *πάθος* durch das feinere Sprachgefühl erzeugt. Aehnlich verhält es sich mit dem deutschen Ablaut besonders in seiner Anwendung bei der Wortbildung. Nachweislich war der Wechsel von *i*, *a* und *u* im Verbum *trinken* früher da und aus ganz andern Ursachen hervorgegangen als die Bedeutungsverschiedenheit von *Trank* und *Trunk*.

Haben wir nun diese und andre Spuren davon, dafs Laut und Bedeutung sich keineswegs immer einander vollständig decken, so durfte ich, glaube ich, S. 9 mit Recht sagen: „das Mittel ist oft

früher da als der Zweck, aber es gewöhnt sich dem Zwecke zu dienen und findet darin seine schönste Vollendung." Jene von Anfang an bedeutungsvollen Gestaltungen werden den Kern einer jeden Sprache bilden; der Hauptbau der Verbal- und Nominalflexionen ist z. B. unstreitig auf diesem Wege entstanden; schwerlich konnten die Grundpfeiler dieses Baues aus ursprünglich bedeutungsloser Lautfülle gewonnen werden. Aber in der Fortbildung dieses Kerns kommt jene andre Art der Formentwicklung wesentlich in Betracht. Der nie ruhende Sprachgeist vervollständigt und erweitert dadurch seine Mittel zum Ausdruck der Gedanken. Bei der Erforschung einer einzelnen Sprache ist gerade diese letztere Art von Bildungen vorzugsweise zu beachten, während die allgemeinere vergleichende Grammatik sich mehr im Kreise der „Form und Bedeutung zugleich realisirenden Gestaltungen" bewegt.

22) (S. 31.) H. Benfey äufsert in seiner Anzeige von Pott's etymolog. Forsch. (Hall. Litztg. Ergänzungsbl. 1837 S. 910): „es müsse fraglich bleiben, ob das Griechische mit seinem *α, ο, ε* nicht den älteren Sprachzustand bewahrt habe" — im gesprochenen Sanskrit sei „eine unendlich nüancirte Reihe von Vocalen vorhanden gewesen." Allein die Uebereinstimmung des Sanskrit mit dem Gothischen und, wie nunmehr gefunden ist, mit dem Altpersischen in der Beschränkung auf drei Vocale spricht zu deutlich für das Alter dieses Zustandes, und dafs das überaus vollkommne Dêvanâgarî für jene „unendlich nüancirte Reihe von Vocalen" nur drei Zeichen gefunden habe, ist zu unwahrscheinlich, als dafs wir dieser Vermuthung beistimmen könnten. Dafs auch nicht einmal im neuen Indien der einförmige A-Laut sich gespalten hat, weist Pott Et. Forsch. I, S. 1 aus dem Bericht eines Reisenden nach und ist neuerdings durch die *Ἰνδικαὶ μεταφράσεις* des Griechen Galanos bestätigt, deren Wichtigkeit für die Aussprache des Sanskrit Höfer in seiner Zeitschrift Bd. II, H. 1 S. 177 erörtert.

23) (S. 32.) Wie sehr O. Müller die Bedeutung der Sprachvergleichung für die classische Philologie erkannte, geht ganz besonders aus vielen Stellen seiner nunmehr gesammelten kleinen Schriften hervor. Schon vor 11 Jahren sagte er, der die Alterthumswissenschaft mit dem weitesten Blicke umfafste, in einer zunächst gegen engere Ansichten gerichteten Schilderung des Wesens der Alterthumswissenschaft (Kleine deutsche Schriften Bd. I, S. 12): „Die Sache ist jetzt in der That dahin gelangt, dafs entweder die Philologie sich ganz einer historischen Erkenntnifs über das Werden der Sprache, aller etymologischen Forschungen über

die Gestalt der Wurzeln und den Organismus der grammatischen Formen begeben oder sich in diesen Stücken der comparativen Sprachkunde als Führerin und Rathgeberin anvertrauen mufs." Von der geistreichen und treffenden Art, wie O. Müller im Sinne der historischen Sprachforschung Einzelnes zu behandeln wufste, gibt vorzüglich die Beurtheilung von Hartung's „Lehre von den Partikeln" (S. 327 ff.) und von Kühner's Ausführlicher Grammatik (S. 336 ff.) Zeugnifs.

24) (S. 36.) H. Schweizer bezweifelt in seiner Beurtheilung dieser Schrift in Mager's pädagogischer Revue Jan. 1847 S. 43, dafs *açvâis* zusammengezogen sei, indem er auf Böthlingk's „Bemerkungen zur zweiten Ausgabe von Bopp's Grammatik" verweist. Was aber dort S. 27 vorgebracht wird, ist zu vereinzelt, um jene an sich wohlbegründete Annahme zu widerlegen. Die Vedaform *nadjâis* für *nadîbhis* könnte höchstens beweisen, dafs im Vedadialekt *âis* im Instrum. Plur. auch auf andre Weise entstehen könne, als durch Contraction. Gewifs müssen wir uns hüten jede einzelne Abweichung des Vedadialekts, der doch nicht blofs alterthümlicher, sondern auch unregelmäfsiger ist, sofort zum Correctiv der Grammatik des späteren Sanskrit zu gebrauchen. Auch die von Böthlingk ausgesprochene Behauptung, dafs skr. *ê* bisweilen stärker als *â* sei, auf welche H. Schweizer in Bezug auf S. 33 dieser Schrift verweist, scheint mir nicht hinreichend begründet.

25) (S. 44.) Einige Andeutungen über das schwierige Capitel von den abgeleiteten Verben habe ich in meinen Beiträgen S. 118 ff. gegeben. Dort sind auch die Gründe angeführt, weshalb der Name „schwache Verba" für das Griechische und Lateinische bei Weitem nicht so passend ist wie für das Deutsche. Eins der wesentlichsten Momente für die richtige Auffassung dieser Bildungen, welches Peter in seinem verdienstlichen und reichhaltigen Aufsatze „über die schwachen Verba der lateinischen Sprache" (Rhein. Museum 1844) nicht gehörig berücksichtigt hat, ist jenes Fortwuchern nach weniger bestimmten Analogien. Es mag mir vergönnt sein, diesen Gegenstand hier kurz zu erörtern. Den Vorgang in der Sprache bei der Entstehung der abgeleiteten Verba denke ich mir etwa so.

Die Sprachen unsers Stammes sonderten ursprünglich die primitiven Verben genau von den abgeleiteten. Ein Bild dieses Zustandes ist uns im Wesentlichen noch im Sanskrit und noch deutlicher im Gothischen erhalten. Die zahlreichen Stämme auf *a* bildeten also ihre Denominativa auf *ajâmi* so, dafs der Vocal *a* als

der Endvocal des Nomens gefühlt wurde. Bei der Verwandlung jenes alterthümlichen Zustandes in den griechischen und lateinischen mufsten zwei Ereignisse von wesentlichem Einflufs sein: die Ausstofsung des Jod, wodurch der doppelte A-Laut nicht selten zusammenflofs, und jene so oft erwähnte Spaltung des A-Lautes. Diese letztere geschah natürlich sowohl im Nomen wie im Verbum, aber gewifs nicht immer gleichmäfsig. Gesetzt z. B. es hätte in jener frühen Zeit schon ein *timajâmi* von einem Nomen *tima* gegeben, so erhielt hier die Sprache die Gleichmäfsigkeit, indem in τιμή wie in τιμάω der A-Laut rein blieb, und ebenso im lateinischen *curare* von *cura*. Denken wir uns aber ein altes *vâhajâmi*, so wurde das Stammwort im Griechischen zu *Fόχος*, ὄχος, das Verbum zu *Fοχέομαι*, ὀχοῦμαι, und der Parallelismus war gestört, wie im Lateinischen zwischen *cavus* und *cavare*. Bedenken wir nun, dafs dieser Fall aufserordentlich oft eintrat und dafs auch sehr häufig, wie z. B. in ὁράω — das zu οὖρος (Wächter) und βῶροι (Hesych. ὀφθαλμοί) eine nur schwache Beziehung hat (Pott Et. Forsch. I, 123) — das Stammnomen gänzlich verloren ging, so wird es uns sehr natürlich scheinen, dafs sich das Gefühl für die Bedeutung jenes Vocals allmählich verwischte. So wurden *αω, εω, οω*, im Lateinischen (*a*) *o, eo, io* selbständige Endungen; da die Analogie einmal getrübt war, konnten sie beliebigen Nominalstämmen angefügt werden und sogar mit der Zeit in das Gebiet rein verbaler Bildungen übergreifen. Aehnlich war gewifs die Geschichte der meisten andern abgeleiteten Verba. Ueberall dürfen wir solche Erweiterung der Analogie und Ausweichung aus den früheren engen Bahnen voraussetzen.

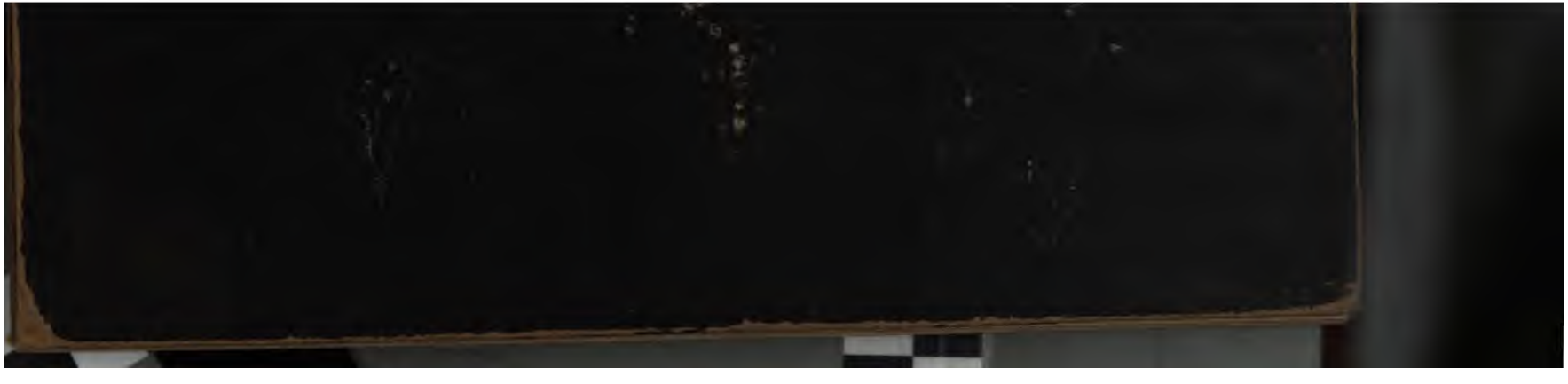
26) (S. 46.) S. die weitere Ausführung in meinen „Beiträgen" Bd. I. Die Wörter einfach und zusammengesetzt sind hier nätürlich in relativem, nicht in absolutem Sinne gebraucht. Absolut betrachtet wäre schon *φημί* zusammengesetzt, weil sich die Wurzel *φη* mit dem pronominalen *μι* verbunden hat. Allein diese der frühesten Zeit der Sprachformung angehörigen Zusammensetzungen, welche W. v. Humboldt (üb. d. Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues S. 125) schön mit dem Namen der Anbildung bezeichnet, thun wir gut von den späteren zu sondern und den Namen der Zusammensetzung für diese aufzusparen. Wie wir den Satz einfach nennen in welchem sich nur die nothwendigen Factoren desselben finden und selbst den noch so bezeichnen, in welchem diese Factoren gewisse Erweiterungen erhalten haben, so dürfen wir auch solche Verbalformen als einfach betrachten, welche

entweder nur die zum Wesen des Verbums gehörigen Elemente oder eben diese mit unwesentlichen Zusätzen in sich schliefsen. Ein solcher Zusatz, gleichsam von adverbialer Art, ist das Augment, dessen Deutung ich in meinen Beiträgen S. 129 versucht habe. Die dort aufgestellte Erklärung habe ich seitdem von einer ganz andern Seite bestätigt gesehen. H. Richard Garnett bekennt sich, völlig unabhängig von mir, zu derselben Ansicht. In einem sehr lesenswerthen Aufsatze „On the origine and import of the augment in Sanscrit and Greek," der in den Proceedings of the philological Society for 1842—43 and 1843—44 (Vol. I.) London 1844 abgedruckt ist, gibt derselbe sein Urtheil dahin ab: „The explanation that the augment may be regarded as a demonstrative particle, primarly expressing remote place (dort) and secondarily remote time (damals) unites the most probabilities in its favour." Der gelehrte Britte bestätigt das Urtheil durch eine nicht geringe Anzahl von Analogien auch aus solchen Sprachen, die in keinem nachweisbaren Verwandtschaftsverhältnifs zu den indogermanischen stehen. In demselben Sinne spricht sich auch H. Steinthal aus (de pronomine relativo p. 62).

27) (S. 47.) Die ausführliche Besprechung des lateinischen Perfectums in meinen „Beiträgen" S. 205—219 und 294—308 genügt dem wohlwollenden Beurtheiler in der Zeitschr. f. Althsw. 1847 No. 88—91 besonders in zwei Punkten nicht: erstens findet er den Vocal *i* nicht hinreichend erklärt und zweitens nimmt er an der Vergleichung von *si* mit dem skr. *âsa* des ausgestofsenen *â* halber Anstofs. Was aber das *i* betrifft, so fafst H. Dietrich selbst es gewifs sehr richtig als Bindevocal auf (S. 719). Wir haben denselben Vocal ja auch im Sanskrit an derselben Stelle z. B. *tutudima = tutudimus*. Dafs in der ersten Person Sing. das Sanskrit (*tutuda*) das stärkere *a* bewahrte, das Lateinische aber es aufgab, kann uns nicht sehr verwundern, da ja so oft lat. *i* einem skr. *a* gegenüber steht (*inter = antar*, *quinque = pankan*) Der Bindevocal wurde gewifs im Perfectum der schweren Belastung im Anlaut wegen nie wie im Präsens verlängert; die ursprüngliche Form war also z. B. *tutôdami*, das später einerseits in *tutôda*, andrerseits in *tutudimi*, *tutudi* überging. Die Länge des *i* findet, wie auch H. D. sieht, in dem eigenthümlichen die Vocale *i* und *u* im Auslaut betreffenden Lautgesetz der Römer, wenn nicht ihre Erklärung, doch ihre Bestätigung. In Bezug auf die Herleitung der Endung *si* aus dem Perfectum der W. *as* (*es*), das auf Skt. *âsa* lautet, bemerke ich, dafs natürlich das *i* hier dasselbe ist, wie

in den einfachen Formen, denn *si*: *âsa* = *tutudi* : *tutôda*. Die Länge des *â* von *âsa* beruht aber nur auf der Reduplication, und da diese im Lateinischen so vielfach abfällt, so dürfen wir für *âsa* getrost ein *ĕsi* voraussetzen, das etwa einem *fĭdi*, *tŭli* zu vergleichen wäre. Das *e* des Verbum substantivum geht nun aber, wie schon häufig im absoluten Gebrauche (*sumus*, *siem*), so noch öfter in der Zusammensetzung (*sim* in *pos-sim*, *sem* in *ferrem* für *fersem*, *sa* in ἔδειχ-σα) verloren. So gelangen wir also von *âsa* zu *si*. Der Zweck der zusammengesetzten Tempora — Ergänzung der einfachen — erforderte eine gewisse Kürze; die Sprache mufste hier wie in andern Fällen durch Lautschwächung sich geistig stärken. Nur so konnte sie leicht bewegliche, für den Gebrauch bequeme Formen gewinnen. Während wir bei den Wurzeln, in denen jeder Buchstabe bedeutungsvoll ist und bleibt, nur mit der gröfsten Behutsamkeit Entstellungen annehmen dürfen, steht es in Bezug auf die Formen frei, eine etwas gröfsere Beweglichkeit zuzulassen.

28) (S. 49.) Ueber die Composita der Inder und der Griechen äufsert sich in ähnlichem Sinne Wilh. v. Humboldt „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" S. 141. „Ein langes Sanskritisches Compositum ist weniger ein einzelnes Wort als eine Reihe bedeutungslos an einander gestellter Wörter und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu grofse Länge dahin ausarten zu lassen." — Das ältere Sanskrit leidet noch nicht an diesem Uebermafs und steht in sofern dem Griechischen näher. Mit der Zeit aber sank die Sprache hauptsächlich durch diesen Fehler mehr und mehr von lichter Klarheit zu schwülstiger und künstlicher Anhäufung herab. Vergl. Lassen Indische Bibliothek Bd. III, Heft 1, S. 13.

29) (S. 54.) Ueber den Versuch Holtzmann's den Ablaut als Umlaut zu erklären vgl. Anm. 16 (S. 65).

30) (S. 55.) S. meine Beiträge S. 67 — 118. Eine scharfe Prüfung meiner Eintheilung der Verba hat H. Dietrich a. a. O. insbesondre S. 713 ff. vorgenommen. Mit Recht wird dort die Stellung, die ich den abgeleiteten Verben gegeben habe, getadelt. Diese gehören entschieden mit zu der ganzen Masse, und die Verba auf *αω*, *εω*, *οω*, *ενω* sind in meine erste Klasse zu setzen. Auch in Bezug auf manche andre einzelne Punkte gibt H. D. zweckmäfsige Ergänzungen und Berichtigungen, die ich mit Dank anerkenne, ohne sie hier im Einzelnen besprechen zu können. Nichts gelingt auf dem Gebiet der Grammatik schwerer, als eine neue